

REGNUM

Schönstatt international – Reflexion und Dialog

Rainer Birkenmaier

Mit der Erfahrung des Heils beschenkt?

Zur geistlichen Auswertung des Heiligen Jahres

Luis Jensen

Das Konzept der verantworteten Elternschaft (I)

Herta Schlosser

Praeambula fidei irrationabilia –

Vorerlebnisse in der Sicht J. Kentenichs

Joachim Schmiedl

Rückkehr zum Ursprung und Anpassung ans Heute:

Der Erneuerungsimpuls des II. Vatikanums für die Orden

BUCHBESPRECHUNGEN

1 Februar 2001
35. Jahrgang

| | |
|--|----|
| Rainer Birkenmaier Mit der Erfahrung des Heils beschenkt? Zur geistlichen Auswertung des Heiligen Jahres | 1 |
| Luis Jensen Das Konzept der verantworteten Elternschaft (I) | 8 |
| Herta Schlosser Praeambula fidei irrationabilia Vorerlebnisse in der Sicht J. Kentenichs | 18 |
| Joachim Schmiedl Rückkehr zum Ursprung und Anpassung ans Heute: Der Erneuerungsimpuls des II. Vatikanums für die Orden | 29 |
| BUCHBESPRECHUNGEN | 45 |

REGNUM • Schönstatt international – Reflexion und Dialog
ISSN 0341-3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e. V.
 Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 11 62, D-56171 Vallendar-Schönstatt
 Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada
 Anschrift der Redaktion: Patris Verlag • Redaktion Regnum
 Postfach 11 62, D-56171 Vallendar
 Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rübener Straße 88
 56072 Koblenz

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Der Preis des Abonnements: Inland DM 35,00 zzgl. DM 6,40 Versandkosten. Ausland DM 35,00 zzgl. DM 8,00 Versandkosten. Preis des Einzelheftes DM 9,00 zzgl. Versandkosten.

Mit der Erfahrung des Heils beschenkt

Zur geistlichen Auswertung des Heiligen Jahres

Rainer Birkenmaier

Während diese Zeilen geschrieben werden, haben die letzten vier Wochen des Heiligen Jahres begonnen. Wenn sie veröffentlicht und gelesen werden, ist die Heilige Pforte schon einige Wochen geschlossen, das Jubiläumsjahr ist Geschichte.

Ein ganz gewöhnliches Jahr?

Ein Priester erzählte mir vom Gespräch mit einem Gemeindemitglied gegen Ende des Heiligen Jahres, das in der Aussage gipfelt: »Jetzt war es doch ein ganz gewöhnliches Jahr!« Ja, in vieler Hinsicht war es ein ganz gewöhnliches Jahr: Menschen wurden geboren und sind gestorben. Weder Elend noch Katastrophen blieben aus, es zeigten sich keine Zeichen am Himmel. Dieses Resümee scheint nach den hohen Erwartungen, die durch die Vorbereitungszeit geweckt worden waren, recht enttäuschend zu sein. Auch der Hinweis auf die großen kirchlichen Feiern und auf die vielen Millionen Pilger kann diesen Einwand nicht ganz entkräften. Wo ist das Besondere, das »Heilige« dieses Jahres, wo ist die Erfahrung des Heiles? Es braucht offenbar noch einmal einen Anlauf, der über eine vollständige Zusammenstellung wichtiger Festivitäten hinausgeht.

Ein spiritueller Grundimpuls Schönstatts ist die Suche nach dem »Gott des Lebens und der Geschichte«. Viele Christen glauben zwar, dass Gott in der Geschichte, wie sie die Hl. Schrift bezeugt, gewirkt hat. Die Glaubensschwierigkeit für viele beginnt, wenn es um das Wirken Gottes heute und im konkreten Leben geht. Für viele scheint es fast vermessen zu sein, nach dem zu suchen, was Gott uns durch konkrete Ereignisse, z.B. durch dieses Heilige

Jahr geschenkt und gesagt hat. Genau in dieser Schwierigkeit wollte Pater Kantenich durch die Lehre und die Praxis des »Vorsehungsglaubens« eine Glaubenshilfe geben.

Alle Ereignisse – so der Gedanke Pater Kantenichs – sind mit einem Turm oder einem hohen Dom zu vergleichen, auf dessen Spitze uns der lebendige Gott voller Liebe erwartet, um uns in seine Arme zu schließen. Wir müssen nun einüben, dass wir gleichsam die Leiter des Glaubens an diesen Turm legen, um hinaufzusteigen und Gott zu finden und ihm die Antwort der Liebe zu geben. Oft bleiben wir allerdings unten am Turm stehen; wir sehen nur die großen Quader der Alltäglichkeit, nur die äußere Schicht der Ereignisse. Es bedarf eines bewussten Hinaufschauens und Hinaufsteigens, um dem Ereignis seine eigentliche Dimension zu entlocken und es zu einer Gotteserfahrung werden zu lassen. Das kann besonders in der vorsehungsgläubigen Betrachtung geschehen, in der wir die Erlebnisse, die nach außen ganz normal und unspektakulär aussehen, »nachverkosten«, also bei ihnen lange verweilen, bis wir in ihnen Gott finden und uns von Gott lieben lassen, bis wir die Leiter hinaufgestiegen sind und uns in den Armen Gottes wiederfinden.

Im Morgengebet der Kirche werden täglich die Worte wiederholt: »Du wirst sein Volk mit der Erfahrung des Heiles beschenken...«. Bei Lukas wird dies auf die Sendung des Täufers bezogen. Von einer Ordensschwester weiß ich, dass dieser Vers ihre tägliche Einstellung auf das Heilige Jahr war: Du wirst mich heute mit der Erfahrung des Heiles beschenken. Die geistliche Auswertung des Heiligen Jahres ist die Suche nach der Erfahrung des Heiles in diesem Jahr. Man muss allerdings bewusst die Leiter des Glaubens anlegen, die darin besteht, dass man das Jubiläumsjahr in der Perspektive interpretiert, aus der heraus der Heilige Vater selbst – persönlich und amtlich – dieses Jahr angekündigt, vorbereitet und durchgeführt hat.

Die folgenden Hinweise auf das Heilige Jahr sind keine abschließende Auswertung, sondern einige persönliche Schlaglichter, in denen mir etwas von der »Erfahrung des Heiles« in diesem Jahr aufleuchtet.

Gott reinigt und heilt sein Volk

Als ich in den ersten Tagen des Jahres 2000 zu einer für mich sehr schmerzlichen Einsicht über die Notwendigkeit einer Veränderung in meinem Leben kam, war mir sofort klar: So beginnt jetzt dein persönliches Heiliges Jahr. Die Deutung im Licht des Heiligen Jahres gab mir die Kraft zu Schritten, die ich ohne diese Perspektive wohl niemals gegangen wäre. Dieser Spur bin ich im Jahr 2000 oft und oft begegnet. In der Politik waren die ersten Monate des Jahres erfüllt von dem Spendenskandal, über dessen Ausmaß und Hintergründe ich mir keinerlei Urteil erlauben will. Die häufigen Meldungen in den Nachrichten waren mir aber immer wieder wie eine Erinnerung an das Wort Jesu: Der Vater reinigt die Reben. Auch die Kirche bleibt von der Reinigungsarbeit Gottes nicht verschont, im Gegenteil. Es ist eine Gnade, wenn Gott Eitergeschwüre aufschneidet und Krankes wegschneidet. Eines der tiefsten und erschütterndsten Ereignisse des Jubiläums war in dieser Hinsicht zweifellos die Vergebungsbitten des Heiligen Vaters im Namen aller Gläubigen, ja der ganzen Kirche. In Verbindung damit steht auch der ergreifende Besuch des Papstes in Jerusalem, besonders sein Schweigen und seine Demut vor den Opfern der Schoah. Gott will sein Volk reinigen. Christus will seine Braut, die Kirche, wieder schön machen. Sie ist dann schön, wenn sie ganz aus dem Erbarmen lebt. Ohne den tiefen Schmerz erschütternder Reue würde sie nicht wissen, wie groß und unverdient die Gnade, aber auch wie unermesslich das Erbarmen ist, das sie aller Welt künden und vermitteln darf.

In diesem Sinn darf man wohl auch dankbar die Begegnung der Trierer Biszumsleitung (mit Bischof Spital, Weihbischof Schwarz und Mitarbeitern) und führenden Vertretern des Schönstatt-Werkes im Dezember des Jubiläumsjahres sehen und werten. Es ging um »Reinigung des Gedächtnisses« von belastenden Vorgängen der Vergangenheit und um ein vertrauensvolles Miteinander in der Zukunft.

Ich weiß von vielen Menschen, die in diesem Jahr im Vertrauen auf die Vergebungsbereitschaft Gottes Schritte der Umkehr gewagt und Menschen um Vergebung gebeten haben. Der »Jubel« im Himmel ist vielleicht hundertfach größer als über die feierlichste Großveranstaltung, von der die Zeitungen berichteten. Das ist für mich eine Spur für den Weg der Kirche ins Dritte Jahrtausend: Die

Kirche, die sich selbst in den vergebenden Armen des Vaters wiedergefunden hat, darf zur Freudenbotin des Erbarmens Gottes für eine bedrohte Menschheit werden.

Gott ruft sein Volk zusammen

Ein besonderes Element und eine besondere Erfahrung dieses Jahres waren die Pilgerfahrten. In ungewöhnlichem Umfang ließen sich Menschen auf diese Einladung ein. Höhepunkt war der Weltjugendtag; aber auch unzählige andere Wallfahrten prägten dieses Jahr. Bereits in den letzten Jahren haben die Wallfahrten z.B. nach Santiago de Compostella ohne äußerlich ersichtlichen Grund wieder stark zugenommen. Im Pilgern wird der Glaube leibhaft, inkarnatorisch vollzogen, ohne alles vorher zu zerdenken und zu zerreden. Es ist das (anfanghafte) Erleben einer Ganzheit von Natur und Gnade, von Körper, Seele und Geist, von Individuum und Gemeinschaft, Gott und Mensch. Oft sagen Teilnehmer solcher Pilgerfahrten: Man muss dabeigewesen sein! Damit kommt eine ursprüngliche Form der Religiosität ins Spiel, die ihre Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft in sich selbst hat. Pater Kentenich hat bereits am Ende des Konzils auf dieses Charakteristikum der Kirche hingewiesen: Sie ist zwar immer noch der Fels der Wahrheit, aber dieser Fels macht sich auf den Weg zu den Menschen. Die Kirche ist Pilgerin durch die Zeit.

Persönlich denke ich an die Heilig-Jahr-Wallfahrt der Priester aus allen Ländern der Welt. Die großen Feiern stärkten die Identität der Priester, die sich um die Bischöfe und den Papst versammelten: Es ist schön, Priester zu sein. Ganz ähnlich die Erfahrung bei der Wallfahrt der Familien, die in ihrer großen Berufung und Sendung für die Welt ermutigt wurden. Ohnehin war dies eine Frucht dieser vielen Heilig-Jahr-Wallfahrten der verschiedenen Stände und Gruppen der Kirche. Sie wurden je in ihrer Art angesprochen und in ihrer Identität und Berufungsfreude gestärkt. Die durchgehende Gemeinsamkeit war dabei die Einladung zur Heiligkeit. Das Wort des Papstes an die Jugend blieb in den Herzen hängen und klingt weiter: »Habt keine Angst, die Heiligen des Dritten Jahrtausends zu sein!« Die unterschiedlichen Berufungen sind aufgebrochen, um den Weg der Heiligkeit zu gehen.

Im Vater geeint

Eine sehr inspirierende und bedenkenswerte Erfahrung des Heiligen Jahres war die Gemeinsamkeit der verschiedenen Länder und Gruppierungen, die dadurch ermöglicht wurde, dass sie sich auf den vom Papst vorgegebenen Rhythmus der Vorbereitung und Durchführung des Jubiläums eingelassen haben. Alle hatten durch diesen Rahmen eine Grundgemeinsamkeit, die sie aber sehr unterschiedlich und kreativ ausgefüllt haben. Das Heilige Jahr hat mehr Einheit und Gemeinsamkeit geschenkt. Das hat auch die vielgliedrige Schönstattfamilie erlebt. Vielleicht leuchtet hier etwas von der Vision Vinzenz Pallottis auf: dass die verschiedensten Gemeinschaften der Kirche in völliger Freiheit und Unabhängigkeit sich zusammenschließen, um unter Führung des Papstes und der Bischöfe große apostolische Initiativen zu entfalten. Das Amt und das persönliche Charisma dieses Papstes haben diese Erfahrung pluraler Gemeinsamkeit ermöglicht. Die Globalisierung der Welt ruft nach weltumspannenden Gemeinsamkeiten im Lebensvollzug der Kirche. Nicht kleinliche Reglementierung, sondern der gemeinsame Lebensstrom hält die Kirche zusammen.

Als die Schönstattbewegung in den dreißiger und vierziger Jahren zahlenmäßig größer und unübersichtlicher wurde, hat Pater Kentenich für seine Bewegung mehr und mehr erkannt, dass seine Familie nur dann zusammengehalten werden und gleichzeitig dynamisch bleiben kann, wenn sie sich bewusst in der Person des Gründers eint. Gerade die moderne Massengesellschaft braucht solche Zentrierung als Gegengewicht. Geschieht heute Ähnliches in der Kirche? Die immer mehr zusammenwachsende Welt braucht das Zeugnis einer Kirche, die sich auch in ihrer diesseitigen personalen Spitze lebensmäßig eint. Je mehr diese Gesetzmäßigkeit verstanden und unterstützt würde, umso mehr würden alle Verantwortlichen der Kirche es als ihre ehrenvolle Aufgabe betrachten, auf den Papst hinzuführen und ihm so zu ermöglichen, der väterliche Einheitspunkt der Christenheit zu sein. Der Papst in seinem Amt – und dieser Papst mit seinem persönlichen Charisma – wurde durch das Heilige Jahr von der Vorsehung ganz neu ins Licht gestellt. Diese Perspektive der Kirche hat Pater Kentenich am Ende des Konzils am 8. Dez. 1965 so gedeutet: Die Kirche der Zukunft ist geeint in einer sehr ausgeprägten Geschwisterlichkeit, sie wird aber auch gleichzeitig väterlich kraftvoll (nicht zentralistisch und autoritär) gelenkt und regiert. Geschwisterlichkeit und Väterlichkeit bedingen sich gegenseitig.

Mutterboden

Ein in der Vielzahl der großen Ereignisse bei uns hierzulande fast untergegangenes Ereignis war die Weihe des Dritten Jahrtausends an Maria im Zusammenhang mit der Heilig-Jahr-Wallfahrt der Bischöfe. Fast ein Drittel des Episkopates der Kirche war in Rom versammelt. Das äußere Zeichen der Anwesenheit der originalen Fatima-Statue gab diesem Ereignis eine persönliche Note in doppeltem Sinne: Im Zeichen der Statue stellte sich die Mutter des Herrn zum Papst und zu den Bischöfen. Mariens lebendige, personale Gegenwart leuchtet in der Kirche so neu auf. Persönlichen Charakter hatte das Ereignis auch dadurch, dass der Papst vor Jahren in die Krone dieser Statue die Pistolenkugel einfügen ließ, die ihn töten sollte. Durch die vorausgehende Veröffentlichung des Dritten Geheimnisses von Fatima und die Seligsprechung der Seherkinder wurden die providentiellen Zusammenhänge angedeutet, in denen die Gestalt des Papstes, diese Weihe und das ganze Heilige Jahr wohl zu deuten sind. Hier öffnen sich große Dimensionen im Blick auf die Rolle der Gottesmutter Maria für die Kirche des Dritten Jahrtausends.

Es ist verständlich, dass der Papst in seinem Weihegebet am 8. Oktober 2000 folgende Bitte an Maria richtete: »Erlebe, o Mutter, durch deine Fürsprache, dass die Früchte dieses Jahres nicht verloren gehen, und dass die Samenkörner der Gnade sich bis zum Vollmaß der Heiligkeit entwickeln, zu der wir alle berufen sind.« Der Schoß Mariens, aus dem der Welt der Erlöser geschenkt wurde, soll also die Früchte und Samenkörner dieses Jahres aufnehmen und zur Reife bringen. Ihre fruchtbare Mutterschaft wird der Kirche helfen, das Heilige Jahr als eine kostbare Gabe auszuwerten und daraus zu schöpfen.

Zusammenlegen der Deutungen

Die Wahrnehmung dessen, was Gott in dieses Jahr hineingelegt hat, ist zweifellos sehr subjektiv und zufällig. Zunächst verfügen wir ja nur über unsere begrenzte persönliche Erfahrung. Es ist aber wichtig, diese Erfahrung ernst zu nehmen. Jede und jeder ist zunächst einmal eingeladen, das Heilige Jahr wieder und wieder durchzumeditieren, die Leiter anzulegen unter der gläubigen Voraussetzung: in diesem Jahr wollte mich Gott mit einer besonderen Erfah-

rung des Heiles beschenken. Gott wartet gleichsam immer noch auf die Begegnungen, die er mir zugedacht hat, und auf meine Antwort. Es könnte sein, dass wir mit der Zeit etwas griffsicherer werden und doch Linien und Perspektiven erkennen, die Gott für uns persönlich in dieses Jahr hineinverwoben hat. In den Familien und Gemeinschaften können – in einem längeren Prozess – die Puzzleteile der persönlichen Wahrnehmung vielleicht zu einem immer vollkommeneren Bild zusammengelegt werden, indem die Einzelnen davon Zeugnis geben, was ihnen im Heiligen Jahr geschenkt wurde. Das öffnet für alle Teilnehmer/innen des Gesprächs die Augen und verlockt dazu, selbst nochmals die Leiter anzulegen. Auf diesem Wert könnte der Auswertungsprozess lebendig erhalten und genährt werden. Das Heilige Jahr hat eine so gewaltige Dimension, dass wir mit dem Auswertungsprozess nicht so schnell ans Ende kommen.

* REGNUM-Beiträge zum Heiligen Jahr sind enthalten in den Heften 1 und 4/1995; 3/1996; 3/1997; 1/1998; 1/2000.

Das Konzept der verantworteten Elternschaft (I)

Luis Jensen

Der Umfang unserer heutigen Erkenntnisse über die Weitergabe des Lebens ist beeindruckend. Es gibt vielfältige Methoden, um die Entstehung menschlichen Lebens als Frucht der ehelichen Liebe der Ehepartner zu vermeiden; technisch ist Erzeugung menschlichen Lebens im Laboratorium möglich, ohne dass es zur Vereinigung von Mann und Frau kommen muss. Man kann Leben ohne Sexualität zeugen und eheliche Sexualität leben, ohne Leben zu zeugen. Diese Situation wird Tag für Tag mehr als »normal« empfunden; man nimmt sie an als eine Realität, die nicht in Frage gestellt wird, und man lebt mit ihr, ohne dass man etwas Besonderes dabei findet.

In diesem Zusammenhang scheint vielen die Haltung der katholischen Kirche befremdlich – ist die Kirche doch wohl die einzige Institution der westlichen Welt, die immer noch die Auffassung vertritt, dass ein tiefer Zusammenhang besteht zwischen ehelicher Liebe (deren höchster Ausdruck die sexuelle Vereinigung der Ehepartner ist) und der Zeugung eines Kindes (dem kostbarsten Ergebnis menschlicher Fruchtbarkeit). Diese Auffassung hängt mit einem bestimmten Menschenbild zusammen und besitzt einen ganz außerordentlichen Gehalt an Wahrheit und Weisheit – ist aber trotzdem wenig verbreitet und im Wesentlichen unbekannt.

Der Zusammenhang zwischen Sexualität und Zeugung

Meine klinische Erfahrung im Umgang mit Patientinnen und Patienten hat mich zu folgender Auffassung über den Zusammenhang zwischen Sexualität und Zeugung geführt:

- Die Einladung, diese beiden Gegebenheiten in ihrer inneren Zusammengehörigkeit zu erkennen, zu schätzen und zu respektieren, verhilft zu einem tiefen Verständnis der menschlichen Natur.

- Wegen der herrschenden Unkenntnis ist es eine der dringendsten Aufgaben unserer Zeit, dem Menschen zu helfen, den ehelichen Akt in allen Phasen zu »personalisieren« und ihm so seine Würde wiederzugeben.

Die Trennung dieser beiden Aspekte – wie sie die herrschende Mentalität manipulierend vornimmt – führt zu einer Herabsetzung der menschlichen Natur, einer Minderung seiner Würde und zum Auseinanderreißen seiner Liebesfähigkeit.

Angesichts so gegensätzlicher Positionen tendiert die Gesellschaft zu der Auffassung, dass die katholische Kirche sich in einem gravierenden Irrtum befindet und wieder Anschluss an die Entwicklung suchen muss. In keinem Moment versucht man, ihre Haltung zu verstehen, und erst recht nicht, sie zu praktizieren. Das wäre »unpopulär« und »unwissenschaftlich«. Meine eigene Erfahrung verlief umgekehrt: Zuerst habe ich mich bemüht, die Auffassung der Kirche kennen und verstehen zu lernen und dann ihre praktische Anwendung zu erproben – auf der persönlichen, beruflichen und der pastoral-pädagogischen Ebene. Auf diese Weise konnte ich mich von ihrem Wahrheitsgehalt überzeugen. Die Natur zu kennen und zu respektieren ist gut in sich, nicht nur, weil die Kirche so lehrt.

Es ist im Übrigen interessant zu beobachten, dass die wissenschaftliche Welt – im Maße der Prozess der Empfängnis immer besser erkannt wird – auch immer mehr die natürlichen Methoden zur Regulierung der Fruchtbarkeit schätzt, die auf der Kenntnis und Beachtung der weiblichen Fruchtbarkeit basieren. Auf der anderen Seite kann man feststellen, dass auf den verschiedensten Wegen die Enthaltsamkeit und eheliche Treue bekannter und mehr geschätzt werden. Die Kenntnis der Fruchtbarkeit und die Praxis der periodischen Enthaltsamkeit sind die beiden Pfeiler, auf denen die natürlichen Methoden beruhen. Mit ihnen kann ein Stil ehelichen Lebens geprägt werden, der auf der gegenseitigen Ergänzung beruht, wie sie einer ehelichen Liebe entspricht, die auf Fruchtbarkeit ausgerichtet ist.

In der öffentlichen Meinung ist das unbekannt. Tagtäglich verbreitert sich der Abgrund zwischen dieser Auffassung, die ihre Grundlage in der menschlichen Person hat, und den Lebensformen, die der technologische Fortschritt hervorbringt. Dieser Gegensatz berührt vor allem die eheliche Liebe in den beiden

Merkmale: der personalen Einigung und ihrer Ausrichtung auf Weitergabe des Lebens. Aus diesem Grund empfinde ich das dringende Bedürfnis, diese Vision von der menschlichen Person, der Liebe, der Sexualität, der Ehe und Familie vorzulegen, die ich ganz vital in meiner klinischen Praxis kennengelernt und die ich in der Lehre der Kirche studiert habe. Für mich steht es ohne Zweifel fest, dass hier die Auffassung vom Menschen auf dem Spiel steht, die jeder hat. Akzeptieren wir, dass der Mensch immer Person ist, auch im geschlechtlichen Tun? Kann der Mensch die Verantwortung für alle seine Handlungen übernehmen – auch für die Folgen jedes einzelnen Geschlechtsaktes? In beiden Fällen ist meine Antwort ein klares Ja. Ich glaube nicht nur, dass das möglich ist, sondern bin auch überzeugt, dass diese Haltung dem Leben gegenüber eine positive, aufbauende Wirkung für jede Person hat. Durch sie ist Freude am Leben und wahres, dauerhaftes Glück erreichbar – sowohl für alle, die eine solche Verantwortung übernehmen, als auch für die, mit denen sie zusammenleben.

Im Allgemeinen ist diese Problematik unbekannt, und man hat nur wenige Initiativen ergriffen, sie zu erforschen. Deshalb erscheint vielen die Annahme dieses Vorschlages als etwas sehr Schwieriges. Aber das brauchte die Einladung zu einer ganzheitlichen Verwirklichung der Person nicht unwirksam zu machen. Diese Verwirklichung ist möglich durch die konstruktive Übernahme von zwei Elementen: die Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnis im Bereich der Lebensweitergabe auf der einen Seite und eine tiefe Ehrfurcht vor der biologischen und psychologischen Natur des Menschen auf der anderen. Wenn wir mit dem Herzen zu einer Kenntnis dieses Ideals menschlicher Liebe kommen, werden wir auch fähig zu versuchen, es zu leben – trotz des Gegengewichtes der uns umgebenden Atmosphäre. Und das, weil wir auf der persönlichen, ehelichen und familiären Ebene eine beglückende Erfahrung machen dürfen. So kann allmählich eine Strömung entstehen, die die verschiedenen Milieus unserer Kultur mit einer unerschütterlichen Überzeugung durchdringt. Wenn auf diese Weise die Herzen vieler Menschen gewandelt werden, wird es möglich, die Grundlage einer neuen Kultur zu legen.

Meine Erfahrungen habe ich größtenteils an der Universitätsklinik in Santiago de Chile gesammelt. Im Bereich der ehelichen Sexualität konnte ich beobachten, dass sie sich harmonisch zu größerer Fülle entfaltet, wenn man ganz und gar das Konzept der verantwortlichen Elternschaft übernimmt. Die Erklärung

liegt darin, dass die Ehepartner ein gemeinsames Ziel brauchen, das auf einer gesunden, natürlichen Basis ruht, die alle Aspekte der menschlichen Person integrieren kann. Es war ein Geschenk, beobachten zu können, wie ein solides Wissen über den *biologischen Aspekt* der Fruchtbarkeit (Gesetzmäßigkeiten der Weitergabe des Lebens) Schritt für Schritt auch die Kenntnis des *psychologischen Aspektes* der ehelichen Liebe fördert (Geschlechtstrieb), und dass dies alles dazu führt, die innere Sinnhaftigkeit zu erkennen durch die Pflege des *sozialen Aspektes* der hochherzigen Bereitschaft zum Dienst am Leben (Projekt ehelichen und familiären Lebens). Die Integration dieser drei Aspekte ist eine lebenslange Aufgabe und muss Tag für Tag von jedem innerlich verwirklicht werden durch die gegenseitige Ergänzung. Das heißt: Jeder braucht eine ständige Bereicherung durch die Art des anderen Partners und gleichzeitig eine immer weitergehende Ausreifung der eigenen Fähigkeiten, um sie dem anderen schenken zu können. Das geschieht dadurch, dass jeder sich dem andern schenkt. Das ist der Kern der menschlichen Sexualität.

Wenn echte Liebe zum anderen Ehepartner existiert, wird eine größere Reife erreicht – auf der einen Seite durch Entfaltung der eigenen Fähigkeiten, andererseits wegen der Bereicherung durch den anderen, und das wegen der Verähnlichung, die mit jeder affektiven Bindung gegeben ist. Das ist die Dynamik der gegenseitigen Ergänzung, die zur organischen Integration männlicher und weiblicher Fähigkeiten bei jedem der beiden Partner führt. Wegen dieser Auswirkungen auf die einzelnen Personen, auf die Ehen und Familien erscheint es mir absolut einleuchtend, dass das die ursprüngliche Idee vom Menschen ist und nicht die heute vorherrschende Meinung, die lediglich die Verbindung von zwei gleichen Teilen kennt, die miteinander darum ringen, ihre berechtigten Ansprüche zu befriedigen. Damit die Dynamik der gegenseitigen Ergänzung in Gang kommt, muss man bereit sein, gegen den Strom zu schwimmen und die eigene Trägheit zu überwinden, muss diese Dynamik in jeder einzelnen Haltung, in allem Tun und in jedem Augenblick neu erobert werden, um so der ehelichen und familiären Liebe ihren modellhaften Charakter für jede Form menschlicher Gemeinschaft und Organisation zurückzugeben. Es geht darum, den Sinn aller Dinge zurückzugewinnen, ausgehend von der wichtigsten aller Gegebenheiten: der Person mit ihren grundlegenden Bindungen.

Es geht uns bei unserem Vorhaben darum, Ehepaare erziehen zu helfen, die ihre eigene persönliche Erfahrung damit machen, wie sie einem Kind das Leben schenken. Das heißt aber, dass sie mit Sicherheit den Augenblick der Empfängnis erkennen, weil sie die Gesetzmäßigkeiten der weiblichen Fruchtbarkeit kennen. Dadurch werden sie zu Experten, wie wir diese biologischen Gesetze respektieren lernen können, indem sie mit Liebe und Feingefühl die periodische Enthaltbarkeit üben. Darüber hinaus pflegen sie sorgfältig den »Verwalter«-Geist und kommen so dazu, in einer privilegierten Weise neues menschliches Leben auszutragen und ihm zu dienen.

Von diesen drei grundlegenden Aspekten der menschlichen Natur stellt die Achtung vor der Fruchtbarkeit die größte kulturelle Herausforderung dar. Periodische Enthaltbarkeit ist nur möglich, wenn die beiden Partner die Gesetzmäßigkeiten des Geschlechtstriebes kennenlernen und ihn so erziehen, dass er sie immer neu zum gegenseitigen Wachsen und Reifen führt. Das wird erreicht durch die dauernde Pflege der vielgestaltigen Formen liebevoller persönlicher Begegnung. Auf diese Weise können beide eine ganzheitliche Einigung erleben – sind sie doch ein Fleisch geworden. Das ist der Höhepunkt in dem Bemühen, ein Herz, ein Geist und ein Wille zu sein. So können wir Eheleute der Welt die Tiefe, Höhe und Weite einer ganz persönlichen Liebe zeigen, die treu, ganzheitlich und fruchtbar ist, wie es zur echten ehelich-bräutlichen Liebe gehört. Eine solche Liebe wird zur Schule humanen Lebens und zum Modell jeder Gemeinschaft und Organisation. Als Ergebnis solchen Mühens entwickelt sich nach und nach ein Lebensstil, der das zutiefst Persönliche jedes Ehepartners ausprägt und sichert.

Die volle Ausreifung wird aber nur dann erreicht, wenn alle drei erwähnten Aspekte zusammenklingen, auch der des hochherzigen Dienstes am Leben, der Frucht der Liebesvereinigung. Hier ist es wohl notwendig festzustellen, dass das Kind sicherlich der wertvollste Ausdruck der Fruchtbarkeit ist, aber keineswegs der einzige; die Fruchtbarkeit erschöpft sich nicht darin. Beispiele anderer Ausdrucksformen der Fruchtbarkeit sind die Lebensqualität, die sich im Schoß der Familie entwickelt durch die Atmosphäre, die in ihr herrscht; die kulturelle und soziale Realität, die wir in unserer Gesellschaft schaffen helfen; der Arbeitsstil, den wir als Projektion unseres ehelichen Lebens ausprägen usw.

Die vielleicht wichtigste Aufgabe, vor die verantwortete Elternschaft als Sendung sich gestellt sieht, ist die lebensmäßige Integration der drei Aspekte bei der Anwendung der natürlichen Methoden zur Regulierung der Fruchtbarkeit. Mit anderen Worten: es geht darum, den Lebensstil zu entdecken, den diese Methoden erfordern. Es ist ein Stil, der das Wachsen an Solidarität mit den Menschen sichert, die wir am meisten lieben. Auf diese Weise werden die natürlichen Methoden nicht wie eine Art »natürliche Empfängnisverhütung« aufgefasst, weil sie nicht eingreifen in den Prozess der Natur, wie es die künstlichen Verhütungsmittel tun. Wir wissen, dass diese die natürlichen Vorgänge vor allem im Körper der Frau verändern und dadurch den Geschlechtsakt in sich. Die natürlichen Methoden verlangen die Anstrengung der periodischen Enthaltensamkeit aufgrund der Kenntnisse über die Fruchtbarkeit. Diese Forderung führt die Ehepartner dazu, das »warum«, »wozu« und »für wen« unseres Tuns zu entdecken. Dadurch sind wir uns immer bewusst, welchem Leben wir dienen und welches gemeinsame Ziel wir verfolgen. Als Gynäkologin und Geburtshelferin bin ich in Kontakt mit Eheleuten schon vor der Empfängnis bis zur Geburt ihrer Kinder; ich selbst, als Ehemann und Vater von vier Kindern wie als Leiter von Ehevorbereitungskursen in der Pastoral, habe über Jahre hinweg – zusammen mit meiner Frau, meiner Familie, Kollegen und Freunden – diese Erfahrungen gesammelt, die ich hier weitergeben möchte. Die Erlebnisse und Einsichten habe ich außerdem mit einer interdisziplinären Arbeitsgruppe geteilt, die »Natürliche Methoden zur Regulierung der Fruchtbarkeit« doziert und zwar in den verschiedenen Milieus: angefangen von der Universitätsklinik in Santiago de Chile, die absolut areligiös orientiert ist, bis hin zur Instruktion von Ehepaaren aus verschiedenen Geistlichen Bewegungen innerhalb der Katholischen Kirche, die für diese Methoden optiert haben gerade aufgrund ihres Glaubenslebens. Gemeinsam haben wir die Schwierigkeiten herausgefunden, die mit diesen Methoden verbunden sind, aber auch die Art und Weise, wie die Menschen sie überwunden haben. Dabei haben wir den Reichtum und die Weisheit entdeckt, die in der Lehre der Kirche enthalten sind. Es war ein Geschenk, beobachten zu können, wie sich das Geheimnis eines immer reicheren und erfüllteren Lebens enthüllt hat, das hinter dem Prinzip steht, das hier verteidigt wird. Es ist schon etwas Besonderes, den Kampf verfolgen zu können, der zwischen diesem Ideal und den vorherrschenden Tendenzen der Zeit tobt.

Dieses Geschenk lässt mich glauben, dass ich einen verborgenen Schatz besitze, und dass ich verpflichtet bin, ihn mit anderen zu teilen. Und das trotz aller Schwierigkeiten, die mit der Vermittlung solcher Erkenntnisse verbunden sind. Das gilt vor allem, wenn ich an all jene denke, die auf der Strecke geblieben sind. Warum haben sie aufgegeben? Haben sie keine Klarheit über die Ziele gehabt? Waren die Schwierigkeiten zu groß? Haben sie versäumt, die Hilfe der Gnade zu suchen? Mein Eindruck ist, dass die große Mehrheit nicht erkannt hat, was auf dem Spiel steht. Vor allem die Männer. Es scheint, dass wir sie nicht genügend begeistern konnten, sodass sie sich dazu in der Lage gefühlt hätten, die Anfangsschwierigkeiten zu überwinden und die notwendige Hilfe in Anspruch zu nehmen, nachdem sie sich entschieden hatten, gegen den Strom zu schwimmen. Dieses Fehlen an Klarheit führte sie dann dazu, ihre hohen Ziele herunterzuschrauben und für andere Methoden zu optieren.

Es geht darum herauszufinden, wie im täglichen Leben durch die korrekte Anwendung der natürlichen Methoden das hohe Ziel einer personal gelebten ehelichen Sexualität erreicht werden kann. In jedem Zyklus verpflichten diese Methoden uns aufs Neue zu entdecken, wie wir Verstand und Willen mit dem affektiven und impulsiven Element verbinden können, das zum ehelichen Leben gehört. Gerade dieses Mühen ist das, was die natürlichen Methoden von allen anderen unterscheidet. Sie sind »natürlich« aus viel tieferen Gründen als denen, auf »natürliche« Weise die Empfängnis eines Kindes zu verhüten. Das sind sie, weil sie eine Form darstellen, wie man die Sexualität leben kann, die »der Natur der menschlichen Person« entspricht.

Verantwortete Elternschaft

Bei den meisten Menschen, mit denen ich zusammengekommen bin, herrscht eine große Verwirrung angesichts dieses Themas. Das gilt für Medizinstudenten wie für Brautpaare, für Gynäkologen wie für Politiker, Priester und Soziologen. Diese Situation wiederholt sich in allen soziokulturellen Schichten, unter Akademikern wie unter Nichtakademikern, gleich welcher religiösen Überzeugung die Einzelnen sind, und auf internationaler Ebene. Aus diesem Grund scheint es mir wichtig, das Konzept von verantworteter Elternschaft so klar wie möglich zu definieren und es von der breiten Palette der verschiedenen

Konzepte zu unterscheiden, die gewöhnlich unterschiedslos nebeneinander verwendet werden. Sehr häufig herrscht eine Konfusion zwischen den Auffassungen von verantworteter Elternschaft, Geburtenkontrolle, Familienplanung, Empfängnisverhütung, Regelung der Fruchtbarkeit und in den letzten Jahren Recht auf Reproduktion. Trotzdem besitzt jeder einzelne Ausdruck einen unterschiedlichen Bedeutungsgehalt, der von vornherein geklärt werden muss, um die Wertvorstellungen und die geistige Haltung klarer zu erfassen, die zur Anwendung der natürlichen Methoden gehören.

Was bedeutet verantwortete Elternschaft? Elternschaft versetzt uns sofort in den Bereich des Personalen, der Beziehung, einer exklusiven Bindung. Elternschaft bezieht sich also nicht nur auf einen Akt, einen Moment. Gemeint ist eine bleibende Haltung, die mit dem »Urheber des Lebens«-Sein, mit »Dienst am Leben« zu tun hat.

Der Beginn des Lebens hängt innerlich von der bräutlich-ehelichen Verbindung ab. Das zeigt uns, dass es hier um ein Lebensprojekt geht, um die gegenseitige Abhängigkeit im Prozess der Elternschaft. Elternschaft bringt eine enge Verbundenheit unter den Menschen hervor, die sich am nächsten stehen. Das lässt den Unterschied zu jedem Konzept hervortreten, das mit Kontrolle und Planung zu tun hat. Bei dieser geht es um eine generelle Zielsetzung und nicht um die Verbundenheit mit jeder einzelnen Person und ihrer Realität, die immer einmalig ist und ihre eigene Dynamik hat.

Der eigentliche Unterschied zu anderen Auffassungen liegt aber nicht einmal in dem Wort Elternschaft, sondern in der Präzisierung »verantwortlich«. Normalerweise versteht man darunter die Bereitschaft, konsequent die Belastung auf sich zu nehmen, die ein Kind bedeutet – in finanzieller Hinsicht, im emotionalen Bereich, im Zeitaufwand usw. Das erstreckt sich dann auf die Verantwortung für die Zahl der Kinder und den Zeitpunkt, wann sie erwünscht sind. Weil man aber seinem Kind immer das Beste wünscht und die Mittel immer begrenzt sind, heißt das für viele: man kann nur wenige Kinder haben. Also handelt »verantwortlich«, wer die wirksamste Methode zur Verhütung einer Schwangerschaft benützt. Das ist ein klassisches Beispiel für den Spruch »Der Zweck heiligt die Mittel.« Diese Logik wird ununterbrochen gespeist durch die herrschende Meinung, die eine Verminderung der Geburtenrate erreichen will und gleichzeitig eine individualistische Konsumhaltung fördert.

Demgegenüber möchten wir festhalten, dass »verantwortet« im Zusammenhang mit der persönlichen Fähigkeit, Vater oder Mutter zu werden, Leben weiterzugeben, etwas sehr Persönliches bedeutet: die Konsequenzen eines Aktes anzuerkennen und auf sich zu nehmen, in diesem Fall der frei gewollten ehelichen Vereinigung.

Es lassen sich vier Elemente dabei unterscheiden:

- Mit unserem Verstand die verschiedenen Alternativen klären und diejenige wählen, die wir für die bessere halten, entsprechend unserem gemeinsamen »Projekt« von Ehe und Familie. Die erste Frage, die wir zu beantworten haben, heißt also: Wollen wir ein Kind als mögliche Frucht der ehelichen Vereinigung? Wenn die Antwort »nein« heisst, muss die Konsequenz heißen, sich der ehelichen Vereinigung zu enthalten. – Etwas ganz anderes ist es, den Geschlechtsakt selbst zu verändern, um ihn unfruchtbar zu machen. Das liegt auf einer anderen Diskussionsebene, denn hier werden Elemente ins Spiel gebracht, die fremd sind, weil sie nicht in der Natur der beiden Partner liegen.
- Die Konsequenzen akzeptieren. Das heißt: alle Ergebnisse anzunehmen, mit denen wir von vornherein rechnen konnten. Sie sind die natürliche Wirkung unseres Tuns, auch wenn sie nicht direkt gesucht oder nicht opportun sind. Das Leben eines Kindes ist immer Geschenk, nicht ein Recht. Das wissen vor allem diejenigen, die unter Unfruchtbarkeit leiden.
- Die vollzogene geschlechtliche Vereinigung. Hier haben wir das erste Unterscheidungsmerkmal im Konzept der verantworteten Elternschaft, wie wir sie gegenüber der heute gebräuchlichen Auffassung einführen wollen. Der Akt, aus dem neues Leben entsteht, ist die genital-sexuelle Vereinigung, vor allem, wenn sie während der fruchtbaren Zeit der Frau vollzogen wird. Wir müssen also anerkennen und uns klar bewusst werden, dass die Verantwortung schon vor der ersten sexuellen Begegnung ins Spiel kommt. Diese sollte immer ein ganz und gar personales Geschehen sein, dessen Konsequenzen uns von vornherein klar sind, sowohl was die eheliche Vereinigung als auch was die Weitergabe des Lebens angeht.
- Freiwillig. Das ist der andere große Unterschied zur herrschenden Auffassung. Alles bisher Gesagte – die Fähigkeit zum Erkennen der besten Alternative und die Entscheidung für diese, das Bejahen der Konsequenzen und die Durchführung der Entscheidung – das alles würde nichts bedeuten, wenn

wir nicht die Freiheit hätten, es tun zu können, und nicht die Liebe, es zu beseelen. Es geht um die Freiheit *für* die ganz persönliche Liebe zum Ehegatten mit all seinen Eigenschaften. Heute wird weithin der Akzent gelegt auf das Freisein *von* dem und jenem, in unserem Fall von den biologischen Gesetzmäßigkeiten der Weitergabe des Lebens, um sexuelle Beziehungen zu haben, »wann es mir gefällt, wenn ich Lust habe.« Man trifft seine Wahl nicht vor jedem Akt, sondern er wird vollzogen, nachdem man dem Akt selbst die wesentliche Eigenschaft zur Weitergabe des Lebens genommen hat (Präservativ oder coitus interruptus) oder aber einem der Partner (Sterilisation oder Verhütungsmittel). So ist man frei von der Bürde der Elternschaft, von der »Angst vor der unerwünschten Schwangerschaft.«

Wir können also das Konzept der verantworteten Elternschaft so definieren:

- In erster Linie ist es eine Sendung der Ehegatten, d. h. es ist etwas, das uns aufgetragen ist. Der Schöpfergott, der Herr ist über alles Leben, lässt uns an seiner Aufgabe teilhaben. Das gibt uns eine hohe Würde, macht uns zu Mitarbeitern bei der Erschaffung einer Person, dem höchsten und liebsten Werk des Schöpfers. Wenn wir uns in diese Welt vertiefen und sie uns zu eigen machen, spüren wir eine tiefe innere Erleichterung. Wir erkennen, dass es Einen gibt, der die letzte Verantwortung trägt, und dass es unsere Aufgabe als Ehepaar ist, mit unserem Verstand seinen Plan zu erkennen und ihm mit unserem freien Willen zu dienen.
- Zweitens ist es in unserer Zeit für uns als Ehepaar von höchster Dringlichkeit, diese Sendung ernsthaft zu durchdenken. Jedes Paar muss seine eigene Aufgabe übernehmen. Nicht alle können eine zahlreiche Familie haben, aber alle sind wir dazu berufen, eine fruchtbare Familie zu sein mit »Leben in Fülle«.
- Drittens ist es unerlässlich, diese Sendung klar zu erfassen. Sie muss in die ganze Persönlichkeit integriert werden mit ihren drei eng untereinander verbundenen Aspekten: dem biologischen, psychologischen und sozialen. Diese verschiedenen Aspekte sind in die Natur des Menschen als Person eingeschrieben und können nicht davon getrennt werden, ohne sie zu zerstören, d.h. ohne die objektive Ordnung zu verändern: das ethische Gebot, in der sexuellen Begegnung sich personal zu verschenken und für die Weitergabe des Lebens offen zu sein.

(Ein II. Teil soll der Klärung anderer Konzepte dienen, die oft undifferenziert mit der verantworteten Elternschaft in einem Atemzug genannt werden.)

Praeambula fidei irrationabilia –

*Vorerlebnisse in der Sicht J. Kentenichs**

Herta Schlosser

In wissenschaftlichen Kreisen ist J. Kentenich kaum bekannt. Ihm ging es nicht um Forschung als solche, sondern um die Gestaltung des praktischen Lebens aus dem Glauben. Er war kein Fachwissenschaftler im eigentlichen Sinn. Es ist daher verständlich, dass die innovatorischen Impulse seiner Lehre von den entsprechenden Wissenschaften noch nicht rezipiert sind. Deshalb schicke ich einige themenbezogene Anmerkungen voraus.

– Josef Kentenich (1885-1968) ist der Gründer der Internationalen Schönstattbewegung, die in allen Kontinenten verbreitet ist. Es handelt sich dabei um eine 1914 gegründete Gliedgemeinschaft der katholischen Kirche, die ein vielverzweigtes Sozialgebilde darstellt.

Kentenich hat seine Erkenntnisse gewonnen in der Auseinandersetzung mit dem Leben und das christliche Menschenbild dann reflexiv immer weiter entfaltet in seinem Bemühen, die Verbindung herzustellen zwischen allen Zweigen der Wissenschaft und dem Leben. Obwohl er kein Wissenschaftler war, entwickelte er eine Forschungsmethode, die er mit den Merkworten kennzeichnet: Beobachten, vergleichen, straffen und anwenden.

Sein umfassender Nachlass ist noch nicht erschienen. Eine adäquate Gesamtdarstellung seiner Erkenntnis bezüglich der von ihm entwickelten Spiritualität gibt es deshalb noch nicht, wohl zahlreiche Diplomarbeiten, Dissertationen, Monographien, und als ersten Versuch eines Gesamtüberblicks das 1996 erschienene «Schönstatt-Lexikon».¹

* Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Vortrags, gehalten auf dem 3. Symposium des PROFESSORENforums zum Thema »Die Programmierung des kindlichen und jugendlichen Gehirns«, Frankfurt/M., 25.-26.März 2000. Copyright: Verlag des PROFESSORENforums 2000.

1 Schönstatt-Lexikon. Fakten-Ideen-Leben, Vallendar-Schönstatt 1996. Der Einfachheit halber wird auf die entsprechenden Artikel verwiesen. Dort finden sich weiterführende Quellenangaben.

– Jede historische Epoche macht neue Züge der allgemeinen Menschheitsidee sichtbar, je nachdem die Akzente mehr auf dem Individuellen oder Sozialen liegen und das Menschenbild vorwiegend theozentrisch oder anthropozentrisch gedeutet wird. Wie Menschsein ganz allgemein, so schließt auch Christsein viele Verwirklichungsmöglichkeiten ein. Neue, zeitbedingte Formen der Verwirklichung lassen immer neue Züge des christlichen Menschenbildes hervortreten.

Kentenich vertritt die folgende These: Die Erlebnisfähigkeit ist wesentlich gewandelt gegenüber früher, »und zwar deshalb, weil das neue Jahrhundert eine neue Seinsstufe entdeckt hat, ... die man früher zwar auch ahnte, aber nicht reflexiv genügend erfaßte. Wie heißt diese neue Seinsstufe?« Gemeint ist das »unterbewußte Seelenleben«. Die Vorerlebnisse »sind Jahrhunderte lang vernachlässigt worden«. Um die Frage zuzuspitzen, hebt er gleichzeitig hervor: »So, wie man eine neue Seinsstufe entdeckt, hat man auch gleichzeitig eine andere ... entfernt.« Die Seinsstufe, die nicht oder nicht genügend berücksichtigt wird, ist die »übernatürliche Welt«, der Glaube. Es war Kentenichs Anliegen, die neu entdeckte Seinsstufe des unterbewussten Seelenlebens, geprägt von Vorerlebnissen, in das christliche Menschenbild zu integrieren.²

1. Praeambula fidei irrationabilia

Die katholische Theologie legte bisher bei den natürlichen Voraussetzungen des Gottesbezuges den Akzent vorwiegend auf die natürliche Erkenntnis Gottes (Gottesbeweise).

Nach Kentenichs Auffassung müssen dem personalen Bezug zu Gott aber nicht nur rationelle oder rational-voluntaristische Bedingungen vorausliegen, *Vorerkenntnisse* und *Vorentscheidungen*. Auch im Irrationalen – zumeist Unbewussten – gründende Voraussetzungen sind unabdingbare Forderung. Über die Praeambula fidei rationabilia hinaus macht er daher auf die praebambula fidei irrationabilia aufmerksam, einen Begriff, den er von Linus Bopp übernommen hat (s. Anmerkung 3).

2 Vortrag 1966, nicht ediert.

Zeitbedingte Akzentuierung: Vorerlebnisse

Die Vollendung der menschlichen Natur bezieht sich auf das Erfasst-Werden von Gott bis in die un- und unterbewussten Seelentiefen. Die Tiefenseele erfährt durch Erlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen eine entwicklungsbedingte Prägung. Kentenich beschreibt das Gemeinte unter dem Symbol des Herzens, das er als Inbegriff der ganzen Persönlichkeit auffasst. Das *Herz* weist nach Kentenich auf eine doppelte Tiefe hin: Es ist das Symbol des Gemütes und umfasst das Un- und Unterbewusstsein mit. Deshalb ist über das Herz die personale Tiefenseele zu erfassen, zu läutern, zu durchgeistigen und zu versittlichen. In diesem Zusammenhang hat nach Kentenich das Erlebnis – vor allem *das Erlebnis einer personalen Liebe* – große Bedeutung. Denn dem Erlebnis kommt bei der Kommunikation zwischen Bewusstsein und Un- und Unterbewusstem eine integrierende Funktion zu. Der Mensch ist entweder durch Mangel an Erlebnissen unentfaltet, durch negative Erlebnisse negativ oder durch positive Erlebnisse positiv geprägt. Er kann durch negative Erlebnisse verbildet sein, durch entgegengesetzte Erlebnisse aber umorientiert werden.

Kentenich betont daher nachdrücklich: Die Vorerlebnisse müssen immer Miterlebnisse und Nacherlebnisse werden. Die Vorerlebnisse begleiten »den biographischen Glaubensweg als einen zeitlebens nicht abgeschlossenen Prozess der Glaubenserkenntnis in allen Etappen. Als solche sind sie daher nicht nur ‚Vorerlebnisse‘, sondern auch ‚Mit- und Nacherlebnisse‘.«³ Sie sind von großer Bedeutung für den lebenslangen Glaubensvollzug.

Diese Zusammenhänge, besonders die Bedeutung der Integration des Un- und Unterbewussten in die geistig-personale Existenz als Voraussetzung für das religiöse Leben, stellte Kentenich erstmalig heraus.

Psychologische, asketische, experimentelle Vorerlebnisse

Ähnlich wie Linus Bopp weist auch Kentenich hin auf die dreifache Gestalt der *praeambula fidei irrationabilia*. Es gibt psychologische, asketische und experimentelle Vorerlebnisse.⁴ Unter ersteren versteht er die erlebnisbedingte Prä-

3 Otto Amberger, *Praeambula fidei irrationabilia*, in: Schönstatt-Lexikon, a.a.O. 312.

4 Josef Kentenich, *Dass neue Menschen werden. Eine pädagogische Religionspsychologie*, Valendar-Schönstatt 1971, 155.

gung durch die Pflege der Sehnsucht, der Ehrfurcht und eines geordneten Trieblebens. Das hilft zu einer diesbezüglichen affektiven Disposition für Glauben. – Unter den asketischen Vorerlebnissen des Glaubens versteht Kantenich die erlebnisbedingte Prägung durch die Pflege der Demut, des Geschöpflichkeitscharakters, kurz die Anerkennung der Grenzerlebnisse als Vorbedingung für das Abhängigkeitserlebnis von Gott.

Bedeutend, und die genannten unter anderem Gesichtspunkt einschließend und übergreifend, sind die experimentellen Vorerlebnisse. Damit sind jene, das spätere Leben wesentlich mitbestimmenden und mitprägenden seelischen Eindrücke der Kindheit und Jugend gemeint – »das vorgelebte Leben«⁵ –, die leicht ins Un- und Unterbewusste absinken und dort – positiv oder negativ sich auswirkend – haften bleiben (Vorbilder). Das hilft zu einer erlebnismäßigen Glaubensdisposition.

Die Bedeutung des »vorgelebten Lebens«

Kantenich weist nachdrücklich darauf hin, dass der heranwachsende Mensch sein Ich nur in der Kommunikation mit einem Du zu integrieren vermag. Es bedarf einer erlebten personalen Liebe, um dem werdenden Menschen seinen einmaligen, unwiederholbaren Selbstwert zu bestätigen und ihn dadurch zu seinem ureigenen Sein zu bringen. Nur dann, wenn der Mensch bejaht und angenommen ist, vermag er sich selbst in seiner unverwechselbaren Einmaligkeit zu bejahen und anzunehmen.

Das zeigt: die *Praeambula fidei irrationabilia* – die Vorerlebnisse – sind zwar nicht ausschließlich, aber vorwiegend durch den Sozialbezug bedingt. Als vitale, irrationale Voraussetzungen des Glaubens können sie dem Menschen nur im Lebensvollzug innerhalb eines Lebensgebildes geschenkt werden (Familie), das diesen Bedürfnissen funktionell Rechnung trägt.

Das setzt ein soziales Umfeld von affektiven hin- und rücklaufenden Beziehungen voraus. Diese müssen den Personkern des Menschen berühren, das Herz, die emotionale Mitte.

5 Josef Kantenich, ebd. 155.

Hier ist Begegnung mit Menschen als Transparenten Gottes – es sind vor allem Vater- und Muttererlebnisse – von unersetzbarer Bedeutung. Aber Vorbildfunktion haben auch große Gestalten der Heilsgeschichte. Hier ist die Heiligenverehrung einzuordnen, auch die Marienverehrung in ihrer zweitursächlichen Bedeutung auf dem Glaubensweg.

Marienverehrung – ein Weg zu religiöser Erlebnisfähigkeit

Das tiefste Erlebnis des unmündigen Kindes ist normalerweise das Muttererlebnis. Es ist demnach leicht übertragbar auf Maria. Kentenich hat mit Intensität in Angriff genommen, die anthropologische Dimension der Mariologie wirksam werden zu lassen. Das gilt vor allem in der Erziehung. Die Bedeutung Mariens für die Lösung moderner Probleme ist nach seiner Auffassung noch nicht annähernd ins Blickfeld gerückt.

Maria ist der *integrale, freie Mensch*. In ihr wird vorbildhaft deutlich: Sie hat ihr freies Ja gegeben – aus innerem Selbststand –, und sie war ganz geöffnet für das personale Du im Sich-Verschenken. Sie hat ihr Ja durch alle Schwierigkeiten des Lebens durchgetragen und ist dadurch hineingezogen in den heilsgeschichtlichen Bund Gottes mit den Menschen. Um den modernen Menschen wieder religiös erlebnisfähig zu machen – so Kentenich –, ist demnach Marienverehrung »ein gangbarer Weg«. Religiöse Erlebnisfähigkeit ist weckbar »durch die Marienliebe«. ⁶ Die innere Gefühlstiefe – in der Kindheit durch Mutterliebe geweckt – kann auf Maria übertragen werden als Anknüpfungspunkt für religiöse Erlebnisfähigkeit. Denn Maria »ist als Geschöpf des Vaters in einzigartiger Weise das Kind des Vaters«. ⁷ Da Maria vollkommen ausgerichtet ist auf den dreipersonalen Gott, leitet sie diese Liebe ganz selbstverständlich an die göttlichen Personen weiter.

6 Josef Kentenich, *Dass neue Menschen werden*, a.a.O. 105.

7 Ebd. 107.

2. Bedeutung der Vorerlebnisse für die Gottgebundenheit des Menschen im sozialen Umfeld heute

Die Voraussetzungen für Vorerlebnisse sind im sozialen Umfeld heute nicht mehr ohne weiteres gegeben. Kentenichs Diagnose der kommenden Zeit – schon aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts – weist auf den allseitig entwurzelten Menschen hin. Dazu einige Facetten seiner Zeitdiagnose.

Zeitdiagnose: Wurzellosigkeit

Heimatlosigkeit ist »das Kernstück der heutigen Kulturkrise.«⁸

Im Zusammenhang mit der Thematik des Vortrags ist der Ausgangspunkt des Verständnisses von Heimat hervorzuheben. Es ist nach Kentenich das, was uns unmittelbar zugänglich ist, das eigene Ich. Psychologisch betrachtet ist die Urheimat des Menschen das Ich. Kentenich legt das Hauptgewicht auf die Pflege eines in Gott gegründeten Selbstbewusstseins.

Wir müssen lernen – so Kentenich (1966) –, das Ich wiederzufinden. »Ich will mein Ich neu finden, aber im Zusammenhang mit dieser *unterbewußten Schicht*.« Das ist wichtig in einer Zeit der Vermassung! Es ist die Frage, wie wir unser originelles Ich finden. »Wir dürfen das nicht übersehen: In der pluralistischen Gesellschaftsordnung sind wir mehr denn je darauf angewiesen, daß wir nichts individuell Wesensfremdes in uns aufnehmen.« Wenn wir uns auch vom *Standpunkt des unterbewussten Seelenlebens* aus neu entdecken, neu erobern wollen, dann ist die erste Parole: »Weg mit allem Wesensfremden.« Das geschieht dann, wenn es uns glückt, »dieses Ur-Ich zu greifen und von innen heraus zur Entwicklung zu bringen«. Diese Akzentverschiebung ist nach Kentenich »von elementarer Bedeutung. *Selbstwertungsbeußtsein*. Also Ich-Findung.«⁹

Heimatliebe versteht Kentenich als die Grundform einer gesunden Selbstliebe. Was aber ist gesunde Selbstliebe? Darunter fasst er – verkürzt gesagt – die organische Verbundenheit zwischen den einzelnen Formen der Liebe, der naturhaften, der natürlichen und der übernatürlichen Liebe. Mit dem Hinweis

⁸ Josef Kentenich, *Dass neue Menschen werden*, a.a.O.165.

⁹ Vortrag 1966, nicht ediert.

auf die übernatürliche Liebe wird schon deutlich, dass die These – die Urheimat des Menschen ist das Ich – mit der zweiten These unlöslich verbunden ist:

»Meine Urheimat, theologisch betrachtet, ist Gott.«¹⁰

Das Ich wird zur Urheimat in einem Prozess der Integration, der innerlichen, affektiven Verknüpfung von Menschen, Dingen und Orten, des Aufnehmens der Umgebung in das Ich. Mit dieser Erweiterung meines Ich »durch *Aufnehmen der Personen und Sachen* in mein Ich (ist) ein Stück Geborgenheit und Sicherheit verbunden«.¹¹ Der Mensch lebt in einem ganzen Netz von Beziehungen und ist dadurch ganzheitlich gebunden. Sinn der Erziehung ist, dass die psychologische Urheimat zusammenfällt mit der theologischen Urheimat.

Wege zur Erlebnisfähigkeit bei mangelnden Vorerlebnissen

Hinsichtlich des Wandels der Erlebnisfähigkeit des modernen Menschen ist eine Vorbemerkung erforderlich. Kantenich spricht in diesem Zusammenhang »von der psychologischen Grundlage der religiösen Erlebnisfähigkeit.«¹² Die Seele ist – so Kantenich (1951) – keine »unbeschriebene Tafel«, sie ist »überaus reich beschrieben«.¹³

Die menschliche Seele ist beschrieben erstens »durch unsere Erbanlagen«. Die Seele ist zweitens beschrieben durch Grundanlagen, denn jeder Mensch ist einmalig. »Die Grundanlage wurzelt in der konstitutiven Verschiedenheit der menschlichen Natur.« Die menschliche Seele ist drittens beschrieben durch Grundaufnahmen. »Das sind die Eindrücke, die wir von der ersten Kindheit an, also fast von der Geburt an, in uns aufgenommen haben.«¹⁴

Eine weitere Vorbemerkung zum Wandel der Erlebnisfähigkeit des modernen Menschen sei vorausgeschickt. In Bezug auf das Unterbewusste weist Kantenich (1966) mit Nachdruck darauf hin, dass für ihn »eine derartige Behandlung total anders als die nach Freud gedacht ist. Daß es eine unterbewußte Seelenschicht gibt, und daß die gefüllt ist, oft krank ist, oder daß wir gemeinlich das viel mehr wollen, was wir unterbewußt (in)tendieren als das, was wir bewußt wollen, ist eine allgemeine Tatsache. Es fragt sich jetzt nur, was wir

10 Josef Kantenich, *Dass neue Menschen werden*, ebd. 202.

11 Ebd. 203.

12 Ebd. 104.

13 Ebd. 42.

14 Ebd. 43.

tun können, um die Seele davon freizumachen.«¹⁵ Kantenich entdeckte Wege. Ihm wurde »sehr bald klar«, dass der Mensch in der Regel mehr das tut, »was im unterbewußten Seelenleben als unverdauter Eindruck oder als Voreinstellung lebt und wirkt.« Dies führt zur Voreingestelltheit. »Unsere Handlungen sind insgesamt bedeutend mehr getragen und getrieben von den unterbewußten Strömungen als von dem bewußten Wollen.«¹⁶ Wenn das Gemüt nicht erfasst ist, kann sich die schöpferische Entfaltungskraft nicht auswirken.

Durch diese – im Sinne der Thematik des Symposiums gesprochen – »Programmierung« wird die Richtung des Gefühlslebens wesentlich mitbestimmt. Das gilt auch für das religiöse Erlebnis, das normalerweise ein entsprechendes Erlebnis in der natürlichen Ordnung voraussetzt. Ist dies nicht vorhanden, dann gibt es Wege, die zur Erlebnisfähigkeit führen. Kantenich nennt sie gedrängt und weist auf einen dreifachen Weg hin. »Es ist der Weg des Nacherlebnisses – er ist am fruchtbarsten, kommt aber aus leicht begreiflichen Gründen nur selten in Frage –, es ist der Weg des Kontrasterlebnisses und des Ersatzerlebnisses oder Ergänzungserlebnisses.«¹⁷ Vor allem auf der pädagogischen Tagung im Jahr 1951 setzt er sich mit diesen drei Wegen auseinander.

Erneuerung des Familienlebens – »Kernstück der Reform«

Auf die Frage: »Was können wir tun, um den modernen Menschen wieder religiös erlebnisfähig zu machen?« entwirft Kantenich »ein umfassendes Kulturprogramm«.¹⁸ Er ist überzeugt: »Das Kernstück der Reform liegt in der Familie.«¹⁹ Er weist auf die erwähnten drei Wege hin, nennt aber als ersten die totale Erneuerung des Familienlebens. »Wie sieht dieser Weg im Einzelnen aus?«²⁰

Kantenich beantwortet diese Frage an Beispielen, die ihm reichlich zur Verfügung standen. An dieser Stelle ist anzumerken, dass er im Rahmen der Schön-

15 Vortrag 1966, nicht ediert.

16 Josef Kantenich, *Dass neue Menschen werden*, ebd. 44.

17 Josef Kantenich, *Philosophie der Erziehung. Prinzipien zur Formung eines neuen Menschen- und Gemeinschaftstyps*, 2. Auflage, Vallendar 1993, 91.

18 Josef Kantenich, *Dass neue Menschen werden*, a.a.O. 98 f.

19 Ebd. 192.

20 Ebd. 99 ff.

stattbewegung auch ein Familienwerk gründete. Schon 1933 – für die damalige Zeit ungewöhnlich – hielt er erstmals eine Tagung über Ehepädagogik. Im Konzentrationslager Dachau gründete er am 16. Juli 1942 den Familienverband. Damit beabsichtigte Kentenich »etwas völlig Neues: Ehegatten wird der Weg zum ‚Stand der Vollkommenheit‘ und zum Leben in einer religiösen Gemeinschaft eröffnet.« Er bezeichnet das Familienwerk als »Fundament und Krone«²¹ der Schönstatt-Bewegung. Denn nicht nur von den »Vererbungsgesetzen« gehen außerordentlich starke Einflüsse aus, sondern auch vom »Milieugesetz«.²² Das Erlebnis des Angenommen- und Geliebtseins im Kindesalter – Vorerlebnis – hat im Prozess der Selbstwerdung integrierende Funktion. Das heißt: Das Vater-/Muttererlebnis ist für die Lebensgeschichte des Einzelnen, für das Gelingen menschlicher Existenz unersetzlich. Wer von krankhafter Einsamkeitsnot befreit werden – oder davor bewahrt bleiben – will, muss in der Familie lieben lernen und lehren. In gesunden natürlichen Familienverhältnissen kann sich Kindesliebe jahrelang »ungehindert entfalten«.²³

Die Bedeutung der Familie wird noch unter einem anderen Gesichtspunkt einsichtig. Nach Kentenichs Auffassung gehört zum ganzheitlichen Menschen bleibend das Kindsein vor Gott, und zwar für den Mann und für die Frau. Gerade weil das so ist, hält er die Erfahrung der Vater-Kind-Beziehung wie die der Mutter-Kind-Beziehung für eine existentiell bedeutsame Voraussetzung der Beziehung zu Gott, zum Vatergott.

Die Eltern werden zu Teilhabern an der Schöpfertätigkeit Gottes. Für das Kind heißt das: Was eigentlich letztlich Gott gehört – Achtung, Ehrfurcht, Liebe – darf es auch auf die Eltern als Stellvertreter Gottes übertragen. Im Sinne organischen Denkens (nach Kentenich) ist die Bindung an die Geschöpfe – in unserem Zusammenhang des Kindes an die Eltern – immer schon *Ausdruck* einer Bindung an Gott. Diese Bindung wird damit auch zu einem wirksamen Mittel, die Liebe zum unsichtbaren Gott zu verlebendigen. Und sie ist auch ein *Schutz* gegen die Verflüchtigung der Gottesbeziehung. Das heißt: Die Bindung an die Zweitursachen ist Ausdruck der Bindung an Gott, sie ist Mittel zur Pflege und Vertiefung dieser Bindung und darüber hinaus eine wirksame *Sicherung*.

21 Hubertus Brantzen, Familienwerk. Familienbewegung, in: Schönstatt-Lexikon, a.a.O. 82. Vgl. dazu: J. Kentenich, Am Montagabend. Mit Familien im Gespräch, Vallendar, 21 Bände. Bisher erschienen: Band 1, 1994; Band 20, 1994, Band 21, 1996.

22 Josef Kentenich, Grundriss einer neuzeitlichen Pädagogik, Vallendar-Schönstatt 1971, 214.

23 Josef Kentenich, Autorität und Freiheit in schöpferischer Spannung, Vallendar 1993, 80.

Kentenich veranschaulicht es am Beispiel der Kindesliebe zum irdischen Vater: »Ist sie vorhanden, greift sie tief bis ins vor-, un- und unterbewußte Seelenleben, so ist es nach dem Gesetz der organischen Übertragung leicht, sie lebensmäßig auf den Himmelsvater zu übertragen.«²⁴ Wie die Erfahrung zeigt, kommen viele Christen zu keinem tiefen Kindesverhältnis zum Vatergott, weil ihnen die Erfahrung in der natürlichen Familie fehlt. Aus demselben Grund wird für viele mit der Zeit der Vatergott entwirklicht. »Er verflüchtigt sich zu einer bloßen Idee.«²⁵ Der Gedanke: Gott ist mein Vater – wird das Innere des Menschen normalerweise nicht ergreifen, »wenn nicht ein naturhaftes, unterbewußtes, tiefes Vater- und Muttererlebnis vorausgegangen ist.«²⁶ Unter diesem Gesichtspunkt wird die Bedeutung der geforderten Grundhaltung Väterlichkeit/Mütterlichkeit für die Erzieherpersönlichkeit verständlich. Damit ist aber auch die entscheidende Rolle der Familie für die Entwicklung des Kindes einsichtig.

3. Menschsein zwischen neuro-biologischer Steuerung und Ebenbild des Schöpfers?

Ich bin keine Fachwissenschaftlerin. Aber nach meinem Kenntnisstand kann die Neurobiologie nicht beantworten, wie Bewusstseinsvorgänge in der von uns erlebten Form entstehen. Ebenso wenig vermag sie Willensfreiheit zu deuten oder auf die Frage nach dem Sinn des Lebens eine Antwort zu geben. Hier möchte ich abschließend ein für Christen ermutigendes Beispiel anfügen. In einem völlig anderen Zusammenhang stießen marxistische Wissenschaftler – vor der Wende – auf diese Thematik, nämlich bei dem Problem: Wie ist die Wechselbeziehung zwischen Biologischem und Sozialem zu verstehen in der Evolutionstheorie? Schlüsselbegriff der finalen Betrachtungsweise ist der Begriff Zweck, was die Frage herausfordert: Wer setzt diesem geschichtlichen Prozess Zwecke? Das *Problem des Bewusstseins* – seine Abhängigkeit und Bestimmung durch das gesellschaftliche Sein – wurde im monistischen Materialismus noch schwe-

24 Josef Kentenich, Das Lebensgeheimnis Schönstatts, II. Teil, Bündnisfrömmigkeit, Vallendar-Schönstatt 1972, 134.

25 Ebd. 134.

26 Josef Kentenich, Dass neue Menschen werden, a.a.O. 172.

rer lösbar durch die nicht mehr umgehbare *Anerkennung des Un- und Unterbewussten*. Es musste zugestanden werden, dass der Mensch mit etwas konfrontiert ist, was nur ihn betrifft und wovon er weitgehend bestimmt wird, und zwar unabhängig von der jeweiligen Gesellschaftsformation, in der er lebt. Entgegen der von Marx formulierten und lange vertretenen These vom Wesen des Menschen als dem ‚ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse‘ wird der Mensch schließlich gesehen – vom Standpunkt dieser Weltanschauung her unbegründbar – als schöpferische Persönlichkeit.

Dieser Wandel in der Auffassung vom Menschen – ein von Vertretern des Marxismus-Leninismus selbst erzielttes Forschungsergebnis – ist erstaunlich. Sie bestätigten – selbstverständlich unbewusst und ungewollt – das christliche Menschenbild.

Diese geschichtliche Erfahrung hat die These Kentenichs verifiziert: Das Sein – verstanden als Schöpfung Gottes –, und damit der Mensch als Ebenbild des Schöpfers – setzt sich durch.²⁷

Bei einer unvereinbar unterschiedlichen Grundeinstellung und Ausgangsposition kommen marxistische Wissenschaftler zur Erkenntnis des Menschen als schöpferischer Persönlichkeit, dem Zentralbegriff des christlichen Menschenbildes. Dieses Erfahrungswissen kann uns ermutigen. Wir Christen anerkennen unsere seinsgegebene Begrenztheit in Bezug auf unsere Erkenntnismöglichkeit. Wir beugen uns vor dem Geheimnis, das der Mensch – und noch viel mehr Gott – ist und bleibt. Aber sogar marxistische Wissenschaftler liefern uns für unser christliches Menschenbild Argumente. Und daher dürfen wir es wagen, als geliebte Kinder Gottes, «auf ein Minimum von natürlicher Erkenntnis und auf einen geringen Grad hell-dunkler Glaubenserkenntnis hin ein Maximum von Liebe und Demut aufzubringen.»²⁸ Dieses Wagnis wird das dritte Jahrtausend bestimmend mitprägen. Wir dürfen glauben: Gott ist nicht nur unser Schöpfer und wir sein Ebenbild, ER ist auch der Lenker der Geschichte, ER ist ein Gott des Lebens und der Geschichte. Im Sinne unserer Thematik: Gott ist Weggefährte und Ziel jeder menschlichen Person.

27 Vgl. Josef Kentenich, *Grundriss einer neuzeitlichen Pädagogik*, a.a.O. 250.

28 Josef Kentenich, *Kindsein vor Gott*, Vallendar 1979, 304.

Rückkehr zum Ursprung und Anpassung ans Heute:

Der Erneuerungsimpuls des II. Vatikanums für die Orden

Joachim Schmiedl

Ein zentrales Stichwort unserer Zeit lautet »Modernisierung«. Auch wenn Altes noch so großen Anklang findet, auch wenn historische Ausstellungen boomen – für viele Zeitgenossen sind das nur Reminiszenzen an vergangene Zeiten ohne Rückwirkungen auf ihre Gegenwart. Entscheidend ist das Leben in der Gegenwart und auf eine hoffentlich bessere Zukunft hin; die Vergangenheit glaubt man hinter sich lassen zu können. Dieser medienbestimmten Mentalität können nur wenige wirklich entgehen. Zumindest aus dem Blickwinkel der öffentlichen Meinung in unserem Land gehören aber die Kirchen ganz bestimmt dazu. Die Medien zeichnen vor allem die katholische Kirche als Modernisierungsverweigerer. Und innerhalb der Kirche sind es die Orden, die noch einmal in einer eigenen Weise als Relikte vergangener Zeiten erscheinen. In einer Verengung der real existierenden Vielfalt auf ganz wenige Phänomene sind Orden gut für Fernsehauftritte, in denen hilfsbereite Schwestern auf die Tränendrüsen der Zuschauer drücken oder korpulente Mönche in Kriminalfälle verwickelt sind.

Diese Stereotypisierung soll in den folgenden Ausführungen etwas aufgebrochen werden. Ich möchte die Impulse, die das vor mittlerweile 35 Jahren zu Ende gegangene Zweite Vatikanische Konzil den Orden und religiösen Gemeinschaften aufgetragen hat, skizzieren und sie in der Geschichte dieser Gruppierungen situieren. Gleichzeitig geht eine solche Einordnung nicht ohne manchmal holzschnittartige Darlegungen vor sich. Am Ende wird sich zeigen, dass die Orden in den letzten Jahrzehnten einen enormen Modernisierungsprozess durchgemacht haben, dessen Folgen noch nicht absehbar sind.

1. Die Geschichte religiöser Gemeinschaften – Erneuerung und Erstarrung

Ein Blick in die Geschichte religiöser Gemeinschaften zeigt, dass das Wechselspiel von Erneuerung und Erstarrung zu den Konstanten gehört. Zwar gilt nach wie vor die stolze Selbstaussage der eremitisch lebenden Kartäuser – »Cartusia nunquam reformata, quia nunquam deformata« –, doch ist dieses Ideal des Lebens nach dem ersten Ursprung nur um den Preis der völligen Weltabgeschiedenheit zu erreichen gewesen. Die weitaus meisten Gemeinschaften unterlagen im Verlauf ihrer Geschichte einer Vielzahl von Wandlungen.

Die Benediktiner beispielsweise führen ihren Ursprung auf die von Benedikt von Nursia im 6. Jahrhundert kompilierte Regel zurück. Erst im 9. Jahrhundert unter Benedikt von Aniane wurde diese Regel zur Grundnorm aller ab dieser Zeit so benannten Benediktinerklöster. Bereits ein Jahrhundert später gibt es die ersten inneren Reformen: Cluny, Gorze, Hirsau, St. Maximin (Trier). Eigene spirituelle Akzente (ausgeprägte Marienfrömmigkeit, Betonung der Armut) und organisatorische Veränderungen (Zentralisierung, Filiationsprinzip, Generalkapitel und Visitationen) bringt die zisterziensische Reform des 12. Jahrhunderts. Fünf Jahrhunderte später verschärft die trappistische Erneuerung noch einmal die benediktinische Lebensweise. Seit dem Ende des 19. Jahrhundert existiert der ursprüngliche Benediktinerorden als Konföderation selbständiger Klöster und Kloster-Kongregationen – eine Errungenschaft des späten Mittelalters – unter einem gemeinsamen Abt-Primas. Die Benediktiner erlebten somit im Verlauf ihrer 1500jährigen Geschichte eine große Kontinuität, aber auch deutliche strukturelle Veränderungen.

Noch offensichtlicher sind die Wandlungen, wenn man das franziskanische Charisma in den Blick nimmt. Der Ursprungsimpuls der radikalen Armut wurde bereits in der ersten Generation nach dem Tod des hl. Franziskus in seiner Realisierungsmöglichkeit angefragt. Die Auseinandersetzungen um die Verwirklichung der Armut führten zu den Aufspaltungen in Spiritualen, Minoriten, Konventualen, Kapuziner und nationale Reformrichtungen. Darüber hinaus gibt es in der Kirche von keinem charismatischen Ursprung eine solche Vielzahl von Gründungen wie aus dem Impuls des Armen von Assisi. Mehr als 450 religiöse Gemeinschaften bezeichnen sich selbst als franziskanische Gemeinschaften. Diese beiden Beispiele zeigen, dass die Geschichte des gottgeweihten Lebens eine Vielzahl von Wandlungen kennt. Die innere und äußere Fruchtbarkeit

religiöser Gemeinschaften hängt dabei einerseits von der beständigen Orientierung an einem charismatischen Ursprungsimpuls ab, andererseits von der Fähigkeit, je neu auf die Erfordernisse der Gegenwart, auf die »Zeichen der Zeit« einzugehen. Dass sich gerade an der inhaltlichen Füllung und der konkreten Interpretation dieser eher formalen Gesichtspunkte Kontroversen entzündeten und immer neu entfachen, ist einsichtig.

2. Grundzüge der Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts

Um den Impuls des Zweiten Vatikanischen Konzils zu verstehen, muss ein Blick auf die Geschichte der Orden und religiösen Gemeinschaften in den beiden letzten Jahrhunderten geworfen werden. Aufklärung und Säkularisation bildeten einen Einschnitt in die Lebens- und Wirkmöglichkeiten der Orden. Die darauf folgende Zeit zwischen 1800 (in Frankreich)/1830 (in Deutschland) und der Mitte des 20. Jahrhunderts war eine Blütezeit des Ordenslebens. Das gilt vor allem in numerischer Hinsicht. Die Mitgliederzahlen vervielfachten sich. Die Anzahl der religiösen Gemeinschaften nahm so stark zu, dass am Vorabend des Zweiten Vatikanums etwa 60 % aller Ordensleute Mitglieder von Gemeinschaften waren, die überhaupt erst in den 200 Jahren zuvor entstanden waren. Vor allem die Frauenkongregationen waren im 19. und 20. Jahrhundert das große Erfolgskonzept des religiösen Lebens. Die Feminisierung der Orden ist bis heute erhalten geblieben.

Doch ein Blick auf die innere Struktur der religiösen Gemeinschaften zeigt auch *Probleme* auf:

- Viele Gründungen waren rein funktional angelegt. Die Orden mussten sich und der Umwelt beweisen, dass sie für die Gesellschaft einen Nutzen haben – ein Erbe der Aufklärung. Die »Werke der Nächstenliebe« wurden so zum gesellschaftspolitischen Beitrag der Kongregationen, die sich zu mittelgroßen Wirtschaftsbetrieben entwickelten, ohne jedoch der Funktionsüberforderung der eigenen Mitglieder entgehen zu können.
- Die zunehmende Zentralisierung des kirchlichen Lebens machte sich auch im Ordensbereich bemerkbar. Die kirchenrechtliche Ausgestaltung der verschiedenen Formen des Rätestandes wurde von Rom aus in die Hand genommen. Bereitwillig gingen die Orden darauf ein, was sich unter anderem darin zeigt, dass die meisten Gemeinschaften ihre Zentrale in die Ewige Stadt verlegten.

- Für die geschichtliche Phase des katholischen Milieus spielten die Orden eine wichtige Rolle. Sie halfen mit beim Milieuaufbau und bei der Milieustabilisierung. Die Institutionen, die durch die Kongregationen getragen wurden, dienten der Sicherung des Milieustandards, der sozialen und religiösen Disziplinierung und der Ermöglichung eines geschlossenen katholischen Raums.
- Doch hinter der scheinbar so heilen Fassade zeigten sich spätestens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Risse, die aus einer Überbetonung des Gemeinschaftlichen und einer negativen Wertung des Individuellen kamen. Auch wenn bisweilen die eigene Rückständigkeit und Anti-Modernität mit großem Sendungsbewusstsein betont wurde, kamen von außerhalb und innerhalb des Ordenslebens doch immer mehr Kritiken an der Omnipräsenz des Buchstabens der Regel, an den besonders für apostolisch tätige Gemeinschaften spürbaren Beschränkungen durch die Klausur, an anachronistischen Formen des religiösen Habits, an der Verdrängung der Sexualität durch Überbetonung des Wertes der Jungfräulichkeit, an der rigiden asketischen Praxis und an der Tendenz zur Abschottung und Ghettoisierung.

3. Erwartungen an das Zweite Vatikanische Konzil

Im Pontifikat Pius' XII. nahmen die Orden einen großen Stellenwert ein. Unter dem Stichwort des »Aggiornamento« führte er eine umfangreiche Reform der unterschiedlichen Formen des gottgeweihten Lebens durch. Pius XII. gab den Säkularinstituten ihren kirchlichen Platz, setzte eine Reform der Nonnenorden in Gang (»kleine Klausur« mit der Ermöglichung von Apostolat, Föderation der Nonnen), förderte die Errichtung von Obernkongressen auf nationaler und kontinentaler Ebene sowie die Abhaltung von nationalen und internationalen Ordenskongressen. Unter seiner Amtszeit wurden Institute zur Aus- und Weiterbildung von Ordensleuten in Rom errichtet. Die Enzyklika *Sacra virginitas* (1954), in der Pius XII. seine Ordenstheologie zusammenfasste, gehört zu den eher defensiven Schreiben des Papstes. Die jungfräuliche Lebensform sollte von der Ehe abgesetzt werden, und zwar unter deutlicher theologischer Minderbewertung letzterer. Insgesamt war die Ordensreform der 1950er Jahre eine Zuständereform, die manche Missstände beseitigen half, aber dem Anliegen einer kirchlichen Modernisierung sowie einer erneuerten Theologie aus den Ursprüngen heraus nur sehr bedingt gerecht werden konnte.

Das wurde auch durch die Eingaben der Bischöfe und Ordensobern für das am 25. Januar 1959 von Papst Johannes XXIII. einberufene Zweite Vatikanische Konzil nicht erreicht. Erneuerungsimpulse für die Orden brachten diese Voten nur sehr bedingt. Das Hauptanliegen der Bischöfe war die Einschränkung der Exemptionsprivilegien. Die Orden dürften keine »Sondergesellschaft« bilden, sondern müssten sich in die Struktur und Pastoral der Diözesen einbinden lassen. Aus der Perspektive der für diözesane Schwesterngemeinschaften Zuständigen forderten die Bischöfe die Reform obsolet gewordener Bräuche. Vereinfachung des Habits, Reduzierung der Privilegien der Orden im (volks-) liturgischen Bereich, Neubedenken der Klausurbestimmungen und Überprüfung der (einschränkenden) Beichtvorschriften für Schwestern waren die am häufigsten genannten Anliegen. Theologisch hatten die Bischöfe wenig Neues zu bieten. Sie wiederholten die traditionelle Lehre von der Überordnung des Ordens- über den Ehestand. Aber eine biblische, christologische und ekklesio- logische Fundierung des Ordenslebens wurde nicht geleistet.

4. Der lange Weg des Konzils

Das Zweite Vatikanische Konzil hatte in Bezug auf die Erneuerung des Ordenslebens noch einen weiten Weg zu gehen. Hierbei sind mehrere Phasen zu unterscheiden. Die Vorbereitungsphase des Konzils war noch weitgehend von der pianischen Ordensreform geprägt. In der Erarbeitung der Kirchenkonstitution wurden die theologischen Grundlagen einer Neubewertung des Ordenslebens gelegt. *Perfectae caritatis* gab die konkreten Wege dahin an. Und das Bischofsdekret sorgte für eine neue Zuordnung von Orden und Diözese.

4.1 Das Vorbereitungsdekret zum Ordensleben

Fast zwei Jahre arbeitete die Vorbereitungskommission zum Ordensleben. Ihr gehörten fast nur solche Mitglieder an, die in Rom ihren Wohnsitz hatten oder ihr Studium dort absolviert hatten. Mehrere Prokuratoren sowie vor allem Kirchenrechtler gehörten der Kommission an. Und so ging die Kommission ihre Arbeit auch an. In 71 Vollversammlungen, für die mehr als 60 Gutachten zu 20 Einzelthemen die Grundlage lieferten, wurde ein 132-seitiger Text erarbeitet. Zu allen Themen des Ordenslebens wurden darin ausführliche Aussagen

gemacht. Sie stützten sich vor allem auf das Lehramt Papst Pius' XII. Aber der innere Duktus fehlte weithin.

1961 veröffentlichte der belgische Kardinal Léon-Joseph Suenens sein Buch über »Krise und Erneuerung der Frauenorden«. Im Vorbereitungsdekret des Konzils wurde vor allem der erste Teil angesprochen: die Krise der Orden. Der weltabgewandte Zug des Ordenslebens wurde verstärkt. Am verhängnisvollsten wirkte sich aus, dass die Ausarbeitung einer Theologie des Ordenslebens zu einem großen Teil an die Theologische Kommission abgegeben worden war. So kam es zu einer Trennung zwischen der theologischen Fundamentierung und der konkreten Praxis des gottgeweihten Lebens. Dieses Missverhältnis sollte sich als verhängnisvoll herausstellen.

Korrekturen an der einseitig juristischen Sicht der Orden wurden von der Zentralkommission eingebracht. Von dieser kamen sowohl theologische Akzente der Reformströmungen als auch die Forderung nach einer biblischen Fundierung. Von der Zentralkommission wurden auch Bedenken geltend gemacht gegen abwertende und verurteilende Aussagen. Die teilweise harte Kritik der Zentralkommission wurde aber von der Ordenskommission nicht zur Kenntnis genommen. Für eine Veränderung war die Dynamik des Konzils erforderlich.

4.2 Die Ordenstheologie der Kirchenkonstitution

Eine solche Veränderung wurde zum ersten Mal in Angriff genommen bei der Erarbeitung der Kirchenkonstitution *Lumen gentium*. Neben dem Streit um konkrete Formulierungen war es vor allem die grundsätzliche Frage nach der Anordnung der Kapitel, die den theologischen Ort der Orden bestimmen sollte. Nach dem einleitenden Kapitel über das Mysterium der Kirche behandelt *Lumen gentium* zunächst das Volk Gottes im Allgemeinen (Kapitel 2), dann die hierarchische Verfassung der Kirche (Kapitel 3) und die Laien (Kapitel 4). In Kapitel 5 wird die allgemeine Berufung zur Heiligkeit beleuchtet, aus der sich dann der in Kapitel 6 behandelte Platz der Ordensleute ergibt. Diese weisen hin auf den endzeitlichen Charakter der pilgernden Kirche (Kapitel 7), deren besonderes Zeichen Maria ist (Kapitel 8).

Die Ordensleute sind somit deutlich abgesetzt von der hierarchischen Struktur der Kirche, an der sie wohl teilhaben, mit der sie jedoch nicht in eins gesetzt werden dürfen. Leben in der Nachfolge Jesu und Streben nach Heiligkeit sind aber auch nicht identisch mit dem Leben in einer religiösen Gemeinschaft.

Die Plazierung des Kapitels über die allgemeine Berufung zur Heiligkeit zwischen denen über die Laien und die Ordensleute zeigt an, wie sehr die Überwindung der alten Dichotomie von »unheiligen Weltchristen« und »heiligmäßigen Ordensleuten« ein Anliegen des Konzils geworden ist.

Lumen gentium setzt sich von der traditionellen Ständetheologie ab. In der Endfassung der Konstitution wurde auch die traditionelle Lehre von der Überordnung des Ordens- über den Ehestand gestrichen. Doch eine eigene Definition des Ordenslebens wurde vermieden zugunsten einer Beschreibung von Einzelelementen: Hingabe an Gott durch die evangelischen Räte, irgendeine Form von religiöser Weihe (*vota aut alia sacra ligamina*, LG 44), kirchliche Grundorientierung bei aller Eigenständigkeit und Verschiedenheit der Institute, eschatologische Zeichenhaftigkeit.

4.3 Orden und Bischöfe

In Bezug auf das Verhältnis der Orden zu den Diözesen konnte das Konzil nur einen Teilweg gehen. Den unterschiedlichen Interessen musste irgendwie Rechnung getragen werden. Es ging darum, sowohl die Unabhängigkeit der Orden – die nach Möglichkeit auf den »inneren Bereich« eingeschränkt wurde – wie die berechtigten apostolischen Anliegen der Bischöfe zu berücksichtigen. Was die »Katholische Aktion« bereits durchsetzen wollte, wurde vom Konzil aufgegriffen: die Allein- und Letztzuständigkeit der Bischöfe für die Seelsorge. Das Zweite Vatikanum war das Konzil der Bischöfe. Deshalb richtete sich das Anliegen der Konzilsväter auf eine Minderung der Position der Orden. Damals waren die Orden noch zu stark, um das durchzusetzen. Doch die Entwicklung der letzten 35 Jahre zeigt, wie sehr die Bischöfe ihren Weg weitergegangen sind, ohne und teilweise gegen die Orden.

4.4 Das Ordensdekret des Konzils

Das Hauptdokument des Zweiten Vatikanums zu den Orden ist *Perfectae caritatis*. Dass und wie es gelang, die noch aus der Vorbereitungscommission stammende kurial und juristisch geprägte, erneuerungsresistente starke Gruppe um den Präsidenten der Ordenscommission (Valeri und Antoniutti) und seinen Sekretär (Joseph Rousseau OMI) zu überwinden, gehört zu den spannenden Kapiteln des Konzils. Ohne die beharrliche Einwirkung Kardinal Döpfners und

seiner Berater – hier sind insbesondere Bernhard Häring, Friedrich Wulf und Audomar Scheuermann zu nennen – wäre das nicht möglich gewesen. Die Entstehungsgeschichte des Dekrets *Perfectae Caritatis* spiegelt in deutlicher Weise die Spannungen wider, die das Zweite Vatikanische Konzil beherrschten. Dabei standen sich nicht in erster Linie kuriale Beamte und weltoffene und aufgeschlossene Bischöfe gegenüber, sondern es ging um eine grundsätzliche theologische Sicht des Ordenslebens, aus der dann die Konsequenzen für eine innere Erneuerung der einzelnen Gemeinschaften gezogen werden konnten. So ist das Ordensdekret bei aller mangelnden inhaltlichen und formalen Kohärenz doch ein Zeugnis für den Wandel, den das Zweite Vatikanum in der katholischen Kirche eröffnete. Es setzte auf die Freiheit der einzelnen Gemeinschaften und ermunterte zu Experimenten. Innerhalb der einen »Nachfolge Christi« sollten verschiedenste Formen der Konkretisierung möglich sein. Und so ist es vermutlich nur auf dem Hintergrund eines jahrelangen Ringens um Geist und Form des Dekrets möglich geworden, die Art und Weise der zeitgemäßen Erneuerung den einzelnen Gemeinschaften zu überlassen. Hierin kann der eigentliche Ertrag des Konzils für die religiösen Gemeinschaften gesehen werden.

5. Die Impulse des Konzils

5.1 Eine »Lebensordnung«

Als Ziel seiner Darlegungen weist *Perfectae caritatis* selbst auf die Kirchenkonstitution hin. Das Streben nach vollkommener Liebe auf dem Weg der evangelischen Räte habe in Lehre und Leben des göttlichen Meisters seinen Ursprung und erscheine wie ein leuchtendes Zeichen des Himmelreiches. Demgegenüber wolle das Ordensdekret eine »Lebensordnung« der Institute bilden.*

Art. 1 bot eine geschichtliche Einordnung des religiösen Lebens, die die Christuskirche in der eremitischen und zönotischen Form biblisch und ekklesiologisch fundierte. Neu war die Qualifizierung des Textes. Er enthielt nur die allgemeinen Grundsätze der Erneuerung der Orden und – entsprechend ihrer Eigenart – der Gesellschaften des gemeinsamen Lebens ohne Gelübde und

* Zur Illustration unseres Themas seien nachfolgend einzelne Artikel skizziert.

der Säkularinstitute. Die genaueren Bestimmungen sollte ein Partikulargesetz nach dem Konzil erlassen.

Hatte der Entwurf von 1964 als Grundregeln der Erneuerung ziemlich gleichberechtigt das Evangelium, die Christusnachfolge, den Gründerwillen und den besonderen Geist des Instituts bezeichnet, so präzisierter der endgültige Text (*Art. 2*) dies: Die Rückkehr zu den Quellen und zum Ursprungsgeist, aber auch die Anpassung an die Zeitverhältnisse sollten sich in erster Linie am Evangelium orientieren (Christusnachfolge); die Eigenart und besondere Aufgabe des Instituts sollte neu erforscht werden; die Orden sollten sich den Erneuerungsbestrebungen der Kirche anschließen; die Herausforderungen der gegenwärtigen Zeit müssten dabei eine wichtige Rolle spielen; ohne geistliche Erneuerung blieben alle diese Bemühungen unwirksam.

In *Art. 3* wurde der Hinweis auf die treue Bewahrung von Natur, Ziel, Geist und gesunden Traditionen des Instituts gestrichen. Dagegen wurde die notwendige Übereinstimmung von Lebensweise, Gebet und Arbeit mit den gegenwärtigen Ansprüchen beibehalten. Daraufhin sollten Recht und Lebensweise der Institute und – auch dies eine Einfügung – der Leitungsstil überprüft und obsolet gewordene Bestimmungen ausgeschieden werden.

Art. 4 regelte die Vorgehensweise bei der Erneuerung der Institute: Die Mitwirkung aller Mitglieder sei unerlässlich. Die Meinung der Mitglieder solle in die Generalkapitel als oberste Autorität einfließen. Für die Nonnenklöster könnten auch Konferenzen der Föderationen einberufen werden. Der Artikel endet mit der Warnung, das Heil von einer Vermehrung der Vorschriften zu erwarten; dagegen wird auf die Beobachtung der Regel verwiesen.

Art. 5 leitet die allen Formen des gottgeweihten Lebens gemeinsamen Elemente mit reicher biblischer Begründung aus der Weihe her, die in der Taufe wurzelt und diese im Vollsinn zum Ausdruck bringt. Die Annahme dieser Selbsthingabe durch die Kirche verpflichte gleichzeitig zum Dienst an ihr. Die Übung der Tugenden erwachse aus der engen Verbundenheit mit Christus, um desentwillen das Leben der Mitglieder der Institute eine wesenhafte Verbindung von Kontemplation und apostolischer Liebe kenne.

Dieser Primat des spirituellen Lebens wurde in *Art. 6* noch einmal aufgegriffen. Auch hier ist der alte Textvorschlag wesentlich erweitert worden. Die aus der Gottesliebe fließende Nächstenliebe »zum Heil der Welt und zum Aufbau der Kirche« erhalte ihre tägliche Nahrung durch das Gebet, die Schriftlesung und die Feier der Liturgie. Ziel sei, »mehr und mehr mit der Kirche [zu] leben und

sich deren Sendung ganz [zu] überantworten«. *Art. 9-11* wurden in der Endphase neu hinzugefügt. *Art. 9* behandelte das monastische Leben, das in Ost- und Westkirche eine große Bedeutung habe. Diese Orden werden ermahnt, ihre Klöster zu Seminaren der Auferbauung des christlichen Volkes zu machen. Wenn Chorgebet und Apostolat verbunden seien, müssten diese so aufeinander abgestimmt sein, dass die originelle Lebensweise erhalten bleibe.

Die Säkularinstitute wurden in *Art. 11* thematisiert. Sie seien verpflichtet zu einem Leben nach den evangelischen Räten in der Welt. Aufgrund ihres Weltcharakters könnten sie ihrer apostolischen Aufgabe »in der Welt und gleichsam von der Welt her« überall gerecht werden. Die Vorgesetzten werden zu einer besonders intensiven Schulungs- und Weiterbildungsarbeit an ihren Mitgliedern aufgerufen.

Art. 12 – der erste von dreien über die evangelischen Räte – stellte die Ehelosigkeit als befreiendes Zeichen der Liebe und als Möglichkeit, sich dem göttlichen Dienst und dem Apostolat zu widmen, dar. Die Ehelosigkeit habe ihre eschatologische Begründung als Erinnerung an den Ehebund der Kirche mit ihrem Bräutigam Christus. Das Leben der gottgeweihten Ehelosigkeit sei entgegen anderen Meinungen nicht völlig unmöglich, setze jedoch voraus, dass die übernatürlichen und natürlichen Hilfsmittel eingesetzt würden. Dazu gehöre auch – eine Ergänzung –, dass der Geist der Liebe in den Gemeinschaften herrsche. Zugelassen werden dürften nur solche Personen, die die erforderliche psychische und affektive Reife zeigten. Die modifizierte Textfassung fügte noch bei: »Man soll sie nicht nur auf die Gefahren für die Keuschheit aufmerksam machen, sondern sie anleiten, die gottgewollte Ehelosigkeit zum Wohl der Gesamtperson innerlich zu übernehmen.«

Die Armut wurde in *Art. 13* als Teilnahme an der Armut Christi begründet. Diese konkretisierte sich in der Abhängigkeit von den Obern im Gebrauch der Dinge, in tatsächlicher und gesinnungsmäßiger Bedürfnislosigkeit, im Beitrag zum persönlichen Lebensunterhalt ohne übertriebene Sorge, im Verzicht auf Erbschaft, aber auch in einem kollektiven Zeugnis der Armut, das die Solidarität mit materiell schlechter gestellten Ordensprovinzen mit einschließen sollte. Der Artikel über den Gehorsam war vor allem wegen des Ausdrucks »*holocausto propriae voluntatis Deo libere oblato*« in die Schusslinie der Konzilsväter geraten. In *Art. 14* war dies etwas abgemildert worden. Der Gehorsam wurde stärker an das Vorbild Christi und den Dienst der Kirche gebunden. In der kon-

kreten Praxis sollte die Zielsetzung des Gehorsams zur besseren Erfüllung der Aufgaben beachtet werden, wobei die Gaben des einzelnen Mitglieds berücksichtigt werden sollten. Eigens akzentuiert wurde die hohe Verantwortung der Obern, die Gewissensfreiheit, Mitverantwortung und Mitsprache ihrer Untergebenen zu berücksichtigen. Die Mitsorge der Einzelnen für das ganze Institut konkretisierte sich vor allem in den Kapiteln und Räten.

Der Artikel über das Gemeinschaftsleben (*Art. 15*) wurde in der Endfassung wesentlich erweitert. Die brüderliche Gemeinschaft wurde nach dem Beispiel der Jüngerschar, der Urgemeinde und der neutestamentlichen Briefliteratur abgebildet. Die Klassenunterschiede in den Instituten sollten so weit wie möglich aufgehoben werden, wobei die Freiheit der einzelnen Gemeinschaften in keiner Weise eingeschränkt wurde.

Der *Art. 16* über die päpstliche Klausur der Nonnen behielt diese Regelung bei. Überlebte Bräuche seien abzuschaffen, jedoch nicht ohne Konsultation der Klöster. Die Nonnen mit apostolischen Aufgaben seien von der päpstlichen Klausur auszunehmen, jedoch so, dass die Klausur an sich bestehen bleibe.

Die Ausbildung der Mitglieder, so *Art. 18*, sei wesentlich für die Erneuerung der Institute. Sie sollte deshalb nach dem Noviziat weitergeführt werden. Das gelte für alle Bereiche der Formation, besonders für die Vorbereitung auf den apostolischen Dienst. Für eine lebenslange Weiterbildung sollten die Obern die entsprechende Zeit einräumen und die dafür zuständigen Mitglieder sorgfältig auswählen.

Neue Institute sollten nur dann gegründet werden, wenn sie nötig, von Nutzen und entwicklungsfähig seien (*Art. 19*). Für die Missionsgebiete sollte die Inkulturation des Ordenslebens im Vordergrund stehen.

Nicht mehr lebensfähigen Instituten und Klöstern sollte nach Rücksprache mit den Ortsordinarien und gemäß dem Urteil des Heiligen Stuhls die Aufnahme von Novizen verwehrt werden (*Art. 21*). Ihre Vereinigung mit lebensfähigeren Gemeinschaften ähnlichen Geistes sei anzustreben.

Föderationen, Zusammenschlüsse innerhalb der Ordensfamilien oder Arbeitsgemeinschaften seien anzustreben, wenn es angebracht erscheine (*Art. 22*).

In Bezug auf die Konferenzen oder Räte der Höheren Obern (*Art. 23*), die das Konzil sehr empfahl und auch für die Säkularinstitute ermöglichte, wurde darauf hingewiesen, dass im apostolischen Dienst auf Abstimmung und Zusammenarbeit mit den Bischofskonferenzen zu achten sei.

Das Dekret wurde in Art. 25 mit einem Schlusswort beendet, das die Hochschätzung des Konzils für das gottgeweihte Leben zum Ausdruck brachte.

Perfectae caritatis hat den Perspektivenwechsel des Zweiten Vatikanums deutlich mitvollzogen. Das zeigt sich in einigen Weichenstellungen, die in der Endfassung des Ordensdekrets zu finden sind:

- Durch den Verzicht auf den ursprünglichen Titel *De statibus perfectionis acquirendae* wurde das Konzept des Thomas von Aquin von den Vollkommenheitsständen auf den eigentlichen Kern konzentriert, nämlich die Vollkommenheit, die in der Liebe besteht.
- Die biblische Grundlegung des Ordenslebens wurde wesentlich erweitert. Vor allem von den johanneischen Schriften, dem Hebräerbrief und der paulinischen Geisttheologie wurden Bezüge zum Ordensleben hergestellt.
- Nicht mehr nur negativ-abgrenzend beschrieb *Perfectae caritatis* das Verhältnis zur Welt. Auf dem Hintergrund einer positiven Zuwendung der Kirche zur Welt ist die Anregung zu verstehen, die Ordensleute sollten die Lebensverhältnisse der Menschen und die Zeitlage kennen, »damit sie die heutige Welt im Licht des Glaubens richtig beurteilen und den Menschen mit lebendigem apostolischem Eifer wirksamer helfen können« (PC 2d).
- Auf dem Weg zeigt sich *Perfectae caritatis*, was die ausdrückliche Zurückkenntnisnahme der Ordensfrauen betrifft. Es gehört zu den Skandalen des Konzils, dass außer einer überstürzten Umfrage unter einigen Generaloberinnen in der Zeit zwischen der dritten und vierten Sitzungsperiode keine Ordensfrauen in die Erarbeitung eines Dekrets einbezogen waren, von dem sie zum großen Teil betroffen waren. Aber am Ende des Konzils war weder die nötige Sensibilität noch das Problembewusstsein dafür lebendig, dass sich veränderte Einsichten in die Geschlechterrolle und theologische Bewertungen der Rolle von Mann und Frau auch in einem entsprechenden Sprachgebrauch niederschlagen müssten.

5.2 Erneuerung aus den Ursprüngen – die Spezialkapitel

Das wichtigste Hilfsmittel zur Umsetzung der vom Konzil geforderten Reformen stellten die Spezialkapitel dar, die von jeder Ordensgemeinschaft verlangt wurden. Mit dem Apostolischen Schreiben *Ecclesiae sanctae* Pauls VI. vom 6. August 1966 wurden die entsprechenden Normen für die Konkretisierung ver-

öffentlich. Die Generalkapitel (1-11) nahmen dabei eine wichtige Stelle ein, sowohl für die Gesetzgebung wie die spirituelle und apostolische Vitalisierung (1). Dazu sei die Mitwirkung aller erforderlich (2), was durch eine besonders breite Konsultation erleichtert werde (4). Innerhalb von zwei bis drei Jahren sei ein besonderes Generalkapitel, eventuell auf zwei Sitzungsperioden aufgeteilt, einzuberufen (3), das das Recht zur Modifizierung der Konstitutionen und zur Einführung von Experimenten habe (6). Die endgültige Approbation der Konstitutionen sei der zuständigen Autorität vorbehalten (8). Auch die Nonnen könnten Kapitel abhalten (9), seien jedoch verpflichtet, dies unter einem Delegierten des Heiligen Stuhls zu tun (9-10).

Die Revision der Konstitutionen (12-14) solle folgende Elemente berücksichtigen: Die biblischen und theologischen Grundlagen des religiösen Lebens sollten ausgedrückt werden in ihrem Zusammenhang mit dem Geist der Gründer; die juristischen Teile sollten den Charakter, die Ziele und die dazu notwendigen Hilfsmittel definieren (12). Wichtig sei die Verbindung des spirituellen mit dem juristischen Element (13). Unnötiges solle ausgeschieden werden, das Übrige an die physischen und psychologischen Erfordernisse der Mitglieder und der Zeit angepasst werden (14).

Mit diesen Vorgaben wurden vor allem zwischen 1967 und 1971 die Sonderkapitel durchgeführt. Sie standen unter einer breiten Mitwirkung der einzelnen Mitglieder. Folgende Einzelaspekte dieser Kapitel kamen zur Sprache:

- Ein Novum stellte die Besinnung auf das *Charisma des Gründers bzw. der Gründerin* dar. Die vom Konzil geforderte »Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute« (PC 2) war für manche Gemeinschaften Anlass, sich erstmals den Impulsen der eigenen Ordensgeschichte zu stellen und – ohne Denkverbote – die Schriften der Gründerinnen und Gründer zu studieren. In ihnen entdeckten die Orden ihre Väter und Mütter wieder, in deren Leben sich gleichnishaft die Herausforderungen auch für die heutige Zeit spiegelten. Aus dieser Orientierung am Ursprung ergaben sich praktische Konsequenzen, wie es beispielhaft die Redemptoristen für ihre Beziehung zu Alfons von Liguori formulierten: sein Leben studieren, mit Ausdauer seine Werke lesen, von seinem Eifer beseelt sein und sich mit seinen Haltungen identifizieren.
- Dadurch musste sich notwendigerweise auch die *Art der Satzungen bzw. Konstitutionen* verändern. Viele Gemeinschaften mussten erst durch eine

- harte Schale durchstoßen, um hinter den überwiegend rechtlichen Anordnungen das Eigentliche ihres Ordens entdecken zu können. Die Prämonstratenser wurden sich so des Charakters der Augustinus-Regel als »Neubesinnung aus dem Geist der Nachfolge Christi« bewusst. In ihren erneuerten Konstitutionen wurde »die spirituelle Grundlage des Ordens nach der Norm des Evangeliums ausgerichtet«. Die Ursulinen nahmen eine thematische Umgruppierung vor und stellten an den Anfang ihrer Konstitutionen die Orientierung von »Geist und Wesen unseres Institutes« am Charisma der Gründerin, Angela Merici, während die rechtlichen Vorschriften in den zweiten Teil verlegt wurden. Diese Zweiteilung in theologische Grundlegung und juristische Ausfaltung war typisch für die von den Sonderkapiteln geleistete Arbeit. Gegenüber der vorkonziliaren Rechtslage, welche die Texte der Bibel, der Kirchenväter, der Theologen und der Konzilien als in Konstitutionen nicht zu behandelnde Materie bezeichnete, war damit eine völlig neue Situation geschaffen. In den meisten Fällen wurde dieses Vorgehen von den Instituten rezipiert.
- Ein wichtiger Bereich der Reform betraf die *Lebensform* der Institute. Hier wurden neue Bestimmungen über die Vereinfachung der Ordenstracht getroffen. Die Gebetszeiten wurden dem Lebensrhythmus des apostolischen Engagements angepasst und stärker der persönlichen Verantwortung der Einzelmitglieder anvertraut. Die Reform suchte ein neues Gleichgewicht zwischen Innenleben und Apostolat herzustellen. Viele Schwesterngemeinschaften regelten die Möglichkeit von Besuchen und schafften die Praxis ab, nur in Begleitung einer anderen Schwester einer Tätigkeit außerhalb des Klosters nachgehen zu können.
 - Diese Veränderungen in der Lebensform betrafen auch das *Apostolat*. Die Gemeinschaften, in denen es im Laufe der Zeit zu einem Überhang an monastischer Orientierung gekommen war, wurden sich der Zuordnung und gegenseitigen Befruchtung von Kontemplation und Apostolat bewusst. Die Einordnung in die Diözesen und die jeweiligen Seelsorgskonzepte wurde, so schmerzlich sie für manche Gemeinschaften auch war, als Aufgabe gesehen und angenommen. Aus den Konzilsdokumenten ergaben sich für einige Institute auch neue Aufgaben. Die Jesuiten übernahmen auf ihrer 31. Generalkongregation 1966 bewusst die ihnen von Paul VI. übertragene Aufgabe eines besonderen Studiums und Kontakts mit dem Atheismus und gaben sich für die Ausbildung, die Lebens- und Arbeitspraxis konkrete Richtlinien zur Formung eines ökumenischen Bewusstseins.

- Bedeutende Veränderungen ergaben sich in den meisten Gemeinschaften bezüglich der *Regierung*. Der Stil des dialogischen Miteinander bei der Vorbereitung der Sonderkapitel führte zu einer neuen Wertschätzung des »Gemeinsamen« als Grundlage des Ordenslebens. Mitverantwortung bekam einen hohen Stellenwert. Die Praxis des Gehorsams geriet in eine Krise und musste einer Neubesinnung und Neubewertung unterzogen werden. So stellten die Jesuiten die Bedeutung der eigenen Bemühung des Einzelmitglieds um die Erkenntnis des konkreten Willens Gottes und seine Mitverantwortung heraus. Das Subsidiaritätsprinzip gewann für die Leitung der Gemeinschaften neue Bedeutung.
- Für die Behandlung der *Ausbildung und Formation* war die Veröffentlichung von *Renovationis causam* ein wichtiges Datum. Eine Revision der Noviziate, die Einführung eines Juniorats zur fachlichen, theologischen und spirituellen Aus- und Weiterbildung für die Dauer der zeitlichen Gelübde sowie Regelungen zu einer lebenslangen Fortbildung der Mitglieder waren die Themen, die in allen Instituten anstanden.

5.3 Ging der Konzilsimpuls zu weit oder stellte er eine Überforderung dar?

Die Spezialkapitel gaben den einzelnen Gemeinschaften die Möglichkeit, ihre innere und äußere Physiognomie entsprechend den konziliaren Vorgaben zu verändern. In diesem Prozess kamen nun die bereits vor dem Konzil latent vorhandenen Krisenzeichen voll zum Durchbruch. Die Mitgliederverluste durch Austritte bzw. die rapide zurückgegangenen Eintrittszahlen waren davon nur die äußeren Merkmale. Schwerwiegender war der Plausibilitätsverlust, den das Ordensleben insgesamt durchmachen musste und der ein Teil des globalen Säkularisierungsprozesses der zweiten Hälfte der 1960er Jahre war. Der Verlust der theologischen Sonderstellung führte zu Identitätskonflikten, die sich in veränderten Formen des Lebens aus den evangelischen Räten niederschlugen. Der Erneuerungsimpuls des Zweiten Vatikanums konnte so nur zum Teil umgesetzt werden. Deutlicher waren Krisenphänomene präsent. Einerseits war durch das Konzil die prinzipielle Möglichkeit einer umfassenden Reform eröffnet worden, andererseits fehlten die sicheren Grenzpfähle, die durch die akzentuiert juristische Sicht des Ordenslebens in den Jahrzehnten vor dem Konzil Reformen zwar nur bedingt ermöglicht, in ihren Auswirkungen jedoch überschaubarer und kontrollierbarer gemacht hatten. Sowohl individuell wie

gemeinschaftlich betrachtet muss für die unmittelbare Nachkonzilszeit von einer Überforderung der Mitglieder und der Orden gesprochen werden.

Das Neue gegenüber vorausgehenden Krisen des Ordenslebens in der Geschichte war nun, dass es nicht um die Ablösung eines Ordens durch eine Neugründung mit aktuellerer Zielsetzung und den Verhältnissen in einer bestimmten Gegend der Welt besser angepasster Lebensform ging, sondern dass gleichzeitig weltweit alle Gemeinschaften mit ihrer je unterschiedlichen Geschichte und konkreten Realisierung diese Krisenphänomene zu spüren bekamen. So gingen nach dem Konzil Krise und Erneuerung weitgehend parallel. Die Krise bestimmte das Maß der Erneuerung, und die Erneuerung verstärkte ihrerseits die Krise.

Doch ohne das Zweite Vatikanische Konzil wäre vermutlich alles noch schwieriger geworden. Das Konzil gab immerhin ein Raster an die Hand, mit dem die Orden ihre Krise einigermaßen in den Griff bekommen konnten. Dass der Kulminationspunkt der Ausbreitung und die Krise in den Mitglieder- und Nachwuchszahlen so nahe beieinander lagen, führte freilich dazu, dass sich innerhalb weniger Jahre sowohl die Selbst- wie die Fremdeinschätzung der Orden veränderte. Viele Aufgaben, die noch kurz zuvor übernommen worden waren, mussten aufgrund der Personallage wieder abgegeben werden. Anderes lastete auf den Gemeinschaften und verhinderte kreative neue Lösungen. Was die Lebensform der Orden betrifft, ist die Erneuerung zu einem guten Teil gelungen. Schwierigkeiten zeigen sich vor allem in der Vermittlung: Innerkirchlich sind die Orden einem fortdauernden Marginalisierungsprozess ausgesetzt. Die Mitgliederzahlen sinken nach wie vor bedrohlich. Die Transformation werden deshalb sicher nicht alle Gemeinschaften überstehen. Die vergangenen Jahrzehnte haben aber eines gezeigt: Die Orden sind wandlungsfähig und in der Lage, auf die Herausforderungen auch schwieriger Zeitsituationen eine Antwort zu geben. Und das gibt Hoffnung für die Zukunft.

Buchbesprechungen

DIE VIELFALT DER RELIGIONEN UND DER EINE BUND. Der Verlag Urfeld, getragen von der Katholischen Integrierten Gemeinde, beginnt eine Reihe, die dem »Austausch über Theologie und Praxis des e i n e n Gottesvolkes dienen« und »neue Zugänge zur 4000-jährigen jüdisch-christlichen Tradition« eröffnen soll (Klappentext).

Dieses zentrale Anliegen hat Kardinal Ratzinger, Autor des I. Bändchens, mit einem anderen hochaktuellen Thema verbunden, das die Theologen (und nicht nur sie!) seit geraumer Zeit zunehmend beschäftigt: der Dialog der Religionen.

Eingeleitet worden ist dieser Dialog seitens der Weltkirche schon auf dem letzten Konzil, und zwar durch die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen »Nostra aetate« (1965). Doch der Autor verweist in seinem Vorwort noch auf einen anderen interessanten Aspekt, indem er an die Befreiungstheologie erinnert: »Der geschichtliche Umschwung des Jahres 1989 hat auch zu einem Themenwechsel in der Theologie geführt. ... In der Suche nach Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung sind die Grundthemen der Befreiungstheologie zwar gegenwärtig geblieben, aber bescheidener aufgefaßt und in einen anderen Rahmen gestellt. Dieser andere Rahmen ist vor allem das Gespräch mit den Religionen der Welt, das in der immer weiter voranschreitenden Begegnung und Durchdringung der Kulturen zu einer inneren Notwendigkeit geworden ist« (13).

Der Autor hat in dem vorliegenden Bändchen verschiedene kleinere Arbeiten gebündelt. Ursprünglich für die jüdisch-christliche Begegnung 1994 in Jerusalem erarbeitet,

zeigt der Beitrag »Israel, die Kirche und die Welt« auf faszinierende Weise »ihre Beziehung und ihr(en) Auftrag nach dem ‚Katechismus der Katholischen Kirche‘ von 1992«. Dem normalen Leser des Katechismus wird hier auf einmal bewusst, was alles bei jeder kleinen Formulierung dieses für die Glaubensunterweisung der Kirche an der Wende zum 3. Jahrtausend maßgeblichen Buches zu bedenken war und wie ernst die Verfasser des Katechismus den Auftrag des Versöhnens (ohne jede Preisgabe des christlichen Glaubens) genommen haben.

Nach Ratzinger erhellt die Geschichte von den Weisen aus dem Orient (Mt 2) – eine Geschichte, in der Jesu Sendung der Zusammenführung von Juden und Heiden vorgezeichnet ist – den biblischen Grund für die Beziehung zwischen Juden und Heiden (Christen). Das gilt auch im Blick auf Jesu eigene Treue zum Gesetz (die Konflikte gerade nicht aus-, sondern einschließt). Es geht dem Vf. von den verschiedenen Blickrichtungen aus um die Herausstellung der Einheit zwischen der Botschaft Jesu – dem »Mittler der Universalität von Gott her« – und der Botschaft vom Sinai, um die unlöslliche »innere Verschränkung der beiden Testamente«.

Der Beitrag »Der Neue Bund« befasst sich mit der neutestamentlichen Bundestheologie und dürfte für Leser aus dem geistigen Umfeld Schönstatts besonders wichtig sein. Und dies nicht nur wegen der Wort- und Sachdifferenzierung zwischen ‚Testament‘ und ‚Bund‘ und der Skizzierung der verschiedenen biblischen Bünde, sondern weil der Autor auf dem Hintergrund der Paulinischen Theologie den e i n e n Bund in den vielen Bünden und insbesondere die neue Einheit der Bundesideen in den Abendmahlstexten aufzeigt. Zwischenthemen wie »Vertragsakt einer Liebesgeschichte« oder »Neue Verwandtschaft mit Gott« oder »Bundesaufrenewerung ist im neuen Bund nicht überflüssig« und »Innere Kontinuität der

Heilsgeschichte«, schließlich der tiefe Ausblick auf »Das Gottes- und Menschenbild im Bundesgedanken«: dass der biblische Gott ein »Gott-in-Beziehung« ist – dies alles könnte Gruppengespräche in den Schönstattgliederungen (zumal denen der Priester) sehr bereichern. Denn in der Schönstätter Bundestheologie und -spiritualität zeigt sich ja als Erfahrung der Einheit von Taufbund und Liebesbündnis überdeutlich: Der e i n e Bund lebt auch in der Zeit der Kirche in vielen Bünden und Bündnissen weiter. Er kann vielfache Gestalt annehmen in der Zeit bis zur Wiederkunft des Herrn.

»Immer wieder hast du den Menschen deinen Bund angeboten...«, so wird es uns zugesagt im IV. Eucharistischen Hochgebet, und dieses Handeln Gottes, das den Menschen vollgültig in Anspruch nimmt, hört nicht auf.

Auf eine Homilie über »Das neue Manna« folgt abschließend der Beitrag »Der Dialog der Religionen und das Jüdisch-Christliche Verhältnis«. Der Vf. zeigt, wie der Impuls der ökumenischen Bewegung (entstanden im Weltprotestantismus des 19. Jahrhunderts) sich immer mehr auf die ganze Christenheit ausgedehnt und inzwischen auch die Sicht auf die Weltreligionen in ihrer eigenen Aussage verändert hat (vgl. 97). Man versucht heute, die anderen von innen her zu verstehen, also nicht mehr bloß als »Heiden« oder rein negativ als »Nichtchristen«. Insofern hat »sich die christliche Ökumene allmählich zum Dialog der Religionen ausgeweitet«(97). Jedenfalls hat ein Prozess in dieser Richtung begonnen – ähnlich dem bei der Befreiungstheologie.

Bei aller Bejahung dieses Dialogs weist der Vf. auch deutlich auf Gefahren hin. Er unterscheidet den (jüdisch-christlichen) »theistischen«, den »mystischen« und den »pragmatischen« Religionstyp. Dem letzteren zufolge sollten alle Religionen »den unbeendlichen Streit um Wahrheit aufgeben«(101) und ihr Ziel allein in der Ortho-

praxis erkennen. Jeder Streit würde nach diesem Rezept überflüssig.

Die Zukunft scheint nach Ratzinger vor allem dem »mystischen« Religionstyp zu gehören. Die von ihm geprägten Religionen wollen nicht positiv-inhaltlich und nicht institutionell-sakral geprägt sein. Es kommt auch nicht darauf an, ob man das Göttliche personal oder unpersönlich fasst. »New Age ist sozusagen die Proklamation des Zeitalters der mystischen Religion, die dadurch rational ist, daß sie keine Erkenntnisansprüche erhebt, also auch ihrem Wesen nach tolerant ist und doch zugleich dem Menschen die Entschränkung des Seins gewährt, die er braucht, um leben... und um die Endlichkeit ertragen zu können«(103). Demgegenüber stellt der Autor in einigen Thesen klar, dass der theistische Glaube an Gott »auf inhaltlich benennbare Wahrheit nicht verzichten« kann(106). Zu fordern ist aber »die Ehrfurcht vor dem Glauben des anderen und die Bereitschaft, in dem, was mir als das Fremde begegnet, Wahrheit zu suchen, die mich angeht und die mich korrigieren, mich weiterführen kann«(117). – Zum »mystischen« Religionstyp sei eine Frage erlaubt: Wäre es nicht besser, vom »esoterischen« Religionstyp als vom mystischen zu sprechen, damit nicht die gläubige christliche Mystik in Misskredit gerät?

Kardinal Ratzinger führt seine Überlegungen zu dem ihm besonders am Herzen liegenden jüdisch-christlichen Dialog noch weiter: »Durch Jesus ist der Gott Israels zum Gott der Weltvölker geworden«(109). Wenn jedoch »Israel nicht wie die Christen in Jesus den Sohn Gottes sehen kann, so ist es ihm doch nicht einfach unmöglich, in ihm den Knecht Gottes zu erkennen«(110). Nicht nur Israel, sondern auch die Kirche erwartet den Messias, »auch wenn sie ihn schon kennt«. So verbindet und trennt die Gestalt Jesu Israel und die Kirche. »Diese Trennung zu überwinden, steht nicht in unserer Macht, aber sie hält uns gemein-

sam auf dem Weg zum Kommenden hin und darf daher nicht Feindschaft sein«(113). Die »notwendig fragmentarische Weise« der vorliegenden »Anläufe auf das große Thema hin« dient mit Sicherheit »dem Fortgang des Fragens«(16) und weckt das nachdenklich-sensible Gespür für Chance und Gefahren, vor allem jedoch erst einmal die unverzichtbare Aufmerksamkeit für den sich weitenden Dialog mit den anderen Religionen. Das Büchlein dürfte darum auch eine wichtige Interpretationshilfe sein für das am 6. August 2000 erschienene Dokument der Glaubenskongregation »Dominus Jesus« (Über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche).

Joseph Kardinal Ratzinger: Die Vielfalt der Religionen und der Eine Bund. Urfelder Reihe I. Verlag Urfeld, Hagen 1998, 131 S., 29.80 DM

Barbara Albrecht

BEGEGNUNG MIT MENSCHEN ANDEREN GLAUBENS. Ein Jahr nach der theologischen Publikation Kardinal Ratzingers über die Vielfalt der Religionen und den Einen Bund ist eine mit ähnlicher Thematik von seinem Mitbruder, dem Leiter des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog, Kardinal Francis Arinze aus Nigeria, erschienen. So notwendig die eine ist, so notwendig ist die andere.

Kardinal Arinze gibt aus spiritueller Sicht persönliche Erfahrungen und Reflexionen weiter, die er vorwiegend aus seinen Begegnungen mit Moslems, Buddhisten, Hindus und Anhängern der Naturreligionen in Afrika und Asien gewonnen hat. Er möchte, dass die Leser den interreligiösen Dialog tiefer verstehen und, wenn sie daran beteiligt sind, ihn auch richtig gestalten. Darum zeigt der Vf. zunächst ganz einfach, was mit Interreligiösem Dialog gemeint ist und was nicht.

Im Unterschied zum ökumenischen Engagement unter Christen, das deren Einheit

intendiert, strebt der Interreligiöse Dialog keine Einheits-Weltreligion an. – Er ist zu unterscheiden auch von jeder »Debatte«, in der Vertreter der einen Richtung versuchen, denen der anderen aufzuzeigen, dass sie »falsch liegen«(9). – Der gemeinte Dialog ist auch »nicht der Versuch, andere Menschen für die eigene Religion zu gewinnen«(10). Er ist vielmehr eine Begegnung von Gläubigen verschiedener Religionen in einem Klima der Freiheit (85), Offenheit und Wertschätzung. Es geht dabei um den Versuch, dem anderen zuzuhören und seine Religion zu verstehen – in der Hoffnung, Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zum Wohl aller Menschen zu finden. Echter Dialog ist »keine Einbahnstraße; sondern ein wechselseitiges Geschehen«(10) zwischen Dialogpartnern, die ihre eigene (christliche) Identität offen bezeugen (86) und bereit sind, Fehler und Sünden der eigenen Glaubensgenossen freimütig einzugestehen (87).

Der Autor unterscheidet verschiedene Formen des Dialogs: den »Dialog des Lebens« (die alltäglichen Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener Religionen in Familie, Schule, Arbeitswelt ...), den »Dialog des Handelns« (z.B. praktische Zusammenarbeit bei Flüchtlings- und Emigrantenproblemen), den »Dialog des theologischen Austausches« (eine Sache von Experten) und den »Dialog der religiösen Erfahrung«. Er betrifft die Teilnahme von Menschen mit spiritueller Erfahrung aus anderen Religionen an Meditation, Gebet, Askese ... der eigenen Religion, auch den Austausch in Gespräch und Studium der jeweiligen heiligen Schriften. »Solche Bejahung im tieferen Kennenlernen ist *die* Alternative zum Ignorieren, zu Pauschalurteilen, zum Schüren von Rivalitäten und Spannungen, wenn nicht gar zur Gewalt«(21). Es geht schließlich auch um den gemeinsamen Einsatz für sittliche Werte wie Frieden, Gerechtigkeit, Entwicklung. Und es geht darum, soweit wie möglich »Wunden

der Geschichte« mit dem Willen zur Wahrheit und einem vergebungsbereiten Herzen zu heilen (90 ff.). »Es kann keine Lösung sein, nicht geheilte Erinnerungen unter den Teppich zu kehren«(91). Kardinal Arinze entspricht demnach dem Herzensanliegen des Papstes.

Letzter Grund für die Möglichkeit und Notwendigkeit interreligiöser Beziehungen ist einerseits die gemeinsame menschliche Natur, von dem Einen Schöpfer-Gott aller Menschen geschaffen, und andererseits das Erlösungswerk Jesu Christi für alle (71 ff;75 ff.).

Natürlich bringt der Vf. auch mögliche Gefahren des interreligiösen Dialogs zur Sprache. Es gibt Risiken: den Verlust des eigenen Glaubens, Relativismus, Synkretismus, religiöse Gleichgültigkeit ... (29). Und es ist bedrückend, was dieser afrikanische Kardinal in Europa festgestellt hat: Es gibt hier junge Menschen, die sich nach spirituellen Erfahrungen sehnen und abwandern nach Fern-Ost, weil sie von östlichen Meditationspraktiken fasziniert sind. Sie haben keine Ahnung von den Schätzen christlicher Mystik daheim. Niemand hat sie ihnen erschlossen. Sie kennen ihren Glauben nicht. Wo sind die, die ihnen hätten helfen müssen zur Begegnung mit echter christlicher Glaubenserfahrung? Christliche Seelsorger, Klöster, Familien ... werden mit kurzen, aber treffenden Gewissensfragen konfrontiert (34).

In einem anderen Abschnitt geht es um das delicate Thema der Verkündigung der eigenen Religion, also um den Missionsauftrag, der unverzichtbar zum Christentum gehört. Allerdings ohne Druck! Es dürfte ohne Bei-

spiel sein, dass ein afrikanischer Kurienkardinal so offen davon spricht und den Druck aufgrund eigener Erfahrungen und Reflexionen nüchtern differenziert: Er kann physischer, psychischer, ökonomischer, gesellschaftlicher Art sein (612) und ist in jedem Fall des Menschen und Gottes »unwürdig« (61). Interreligiöser Dialog und Glaubensverkündigung »müssen klar auseinandergehalten werden. Sie haben unterschiedliche Ziele und Methoden«(62 ff.). Gerade in dieser problembehafteten Thematik zeigt sich die hilfreiche Art des Autors, der realistisch diagnostiziert, aber immer auch Wege zur Therapie aufzeigt, die echter »Inkulturation« dienen und doch den interreligiösen Dialog nicht ausschließen. Im Gegenteil: Ein Missionar müsste »zugleich Experte im interreligiösen Dialog sein«(68). Alles in allem ist das vorliegende inhaltlich reiche und finanziell erschwingliche Büchlein in der gut lesbaren Übersetzung aus dem Englischen von St. Liesenfeld für jeden wichtig, der mit Menschen anderen Glaubens persönlich, beruflich oder kraft seines Amtes zu tun hat. Das kleine Werk enthält gleichsam das ABC für jeden interreligiösen Dialog (und enthält hintergründig auch viel Bedenkenswertes für den Dialog zwischen unterschiedlichen geistlichen Bewegungen). Es ist allen Interessierten dringend zu empfehlen.

Francis Arinze: Begegnung mit Menschen anderen Glaubens. Den interreligiösen Dialog verstehen und gestalten. Verlag Neue Stadt, München, 1999, 106 S., 19.80 DM

Barbara Albrecht